

Rezensionen zum Thema
'Migration – Mobilität – Geschlecht'

Gisela Wolf

AkteurInnenperspektiven ägyptischer Frauen in ihrer Auseinandersetzung mit dem „Westen“ und der ägyptischen Gesellschaft

Mona Hanafi El Siofi (2009) Der Westen – ein Sodom und Gomorrah? Westliche Frauen und Männer im Fokus ägyptischer Musliminnen. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer Verlag (212 S., 22 Euro).

In ihrer Studie *Der Westen – ein Sodom und Gomorrah* untersucht die Sozialwissenschaftlerin Mona Hanafi El Siofi Konstruktionen des Westens aus den Perspektiven urbaner muslimischer Frauen und Lesben aus der Mittel- und Oberschicht Kairo. Sie macht darin verschiedene Bedeutungshorizonte muslimischer Frauen und Lesben sichtbar. Deren Lebensweisen sind in Deutschland Inhalt zahlreicher politisch instrumenteller, projektiver und mit Genderzuschreibungen gespickter Diskurse geworden. So werden beispielsweise im Interesse der Selbststilisierung westlicher Frauen und Männern als „fortschrittlich“ muslimische religiöse Frauen in der sogenannten Kopftuchdebatte pauschal als „unterdrückt“ konstruiert. In der Sozialforschung werden muslimische Frauen bislang aber immer noch viel zu selten als Subjekte respektiert und befragt. Umso wichtiger sind Studien, die die Akteurinnenperspektiven muslimischer Frauen unterschiedlicher Schichten, soziosexueller Identitäten und Hintergründe herausarbeiten.

Die Studie stützt sich auf Interviews mit 31 muslimischen Frauen und Lesben. Die Interviewdaten werden durch zahlreiche Feldbeobachtungen ergänzt. Als ägyptisch-deutsch sozialisierte Forscherin verbindet Mona Hanafi El Siofi emische mit etischen Forschungsstandpunkten, die sie auch beispielhaft offen legt. Die Untersuchung gewinnt dadurch an Validität und Aussagekraft.

In der Arbeit werden insbesondere die Geschlechterbeziehungen in den Blick genommen. Mona Hanafi El Siofi arbeitet u.a. heraus, wie die befragten Frauen und Lesben sich Handlungsspielräume eröffnen, wie sie muslimische Religiosität auch zur diskursiven Stützung von Forderungen nach Gleichberechtigung nutzen können, welche Rolle Naturalisierung und Theologisierung von Geschlechterdifferenzen und Heterozentrismus spielen und wie sich Gewalt gegen Frauen im Wissen der Interviewten dokumentiert und ihr Handeln in der Öffentlichkeit beeinflusst. Der ‚Westen‘ dient dabei vielfach als Abgrenzungshorizont und Projektionsfläche. Die Schilderungen der Interviewten eröffnen jedoch auch spannende Perspektiven auf die ägyptische Gesellschaft, die von der Autorin vor dem Hintergrund der Geschichte ägyptischer Frauenbewegungen und weiterer politischer Entwicklungen in Ägypten erörtert werden. Die Re-Islamisierung wird hierbei als Prozess betrachtet, der keineswegs als ana-

chronistisch zu konstruieren ist, sondern vielmehr einen Ausdruck heterogener Modernisierungsprozesse im Rahmen der Globalisierung darstellt.

Kritisch zu betrachten ist die – den Verlagsvorgaben geschuldete – späte Offenlegung der qualitativen Forschungsmethodik erst im letzten Teil des Textes. So werden die Interviewpartnerinnen bereits zitiert, bevor Informationen über die Erhebung der Daten eingebracht werden. Solche Informationen wären aber wichtig, um die Diskurse auch in ihren Entstehungsbedingungen verorten zu können.

Insgesamt handelt es sich gerade vor dem Hintergrund aktueller Debatten um ‚Islamisierung‘ um ein sehr wichtiges Buch, welches Pauschalisierungen und unilateralem Denken mit einer fundierten Analyse entgegentritt.

Mona Hanafi El Siofi

Gino, Gina oder einfach Gig‘?

Marco Atlas (2010) Die Femminielli von Neapel. Zur kulturellen Konstruktion von Transgender. Frankfurt/M./ New York: Campus Verlag (212 S., 27,90 Euro).

Im weltweit dominanten Alltagsverständnis sind Mann und Frau die beiden Konzepte, aus denen sich die Kategorie Geschlecht zusammensetzt. Diese als biologisch-natürlich vorausgesetzte, binäre Opposition wird mittlerweile jedoch zum Beispiel in den Sozialwissenschaften grundlegend als soziale Konstruktion, als soziale Praxis aufgefasst. Gerade ethnologische Studien zeigen zum einen, dass sich die Kategorie Geschlecht in der Zuschreibung weiblicher und männlicher Dispositionen und Obliegenheiten kulturspezifisch unterscheidet. Zum anderen dokumentieren sie, dass es in einigen Kulturen Geschlechterkonzepte gibt, die die Grenzen der sonst eher starren Festlegungen von ‚Mann- und Frauen- sein‘ durchkreuzen, soziale Akzeptanz erfahren und besondere gesellschaftliche Funktionen erfüllen wie etwa im Bereich des Sakralen: Transgender. Der Ethnologe Marco Atlas hat für seine Dissertation ein solches, quasi drittes Geschlechterkonzept untersucht, nämlich die Femminielli des Spanischen Viertels im italienischen Neapel.

Sekundärliteratur

In seiner Publikation wertet Atlas zunächst sämtliche auffindbaren historischen und zeitgenössischen Repräsentationen der Femminielli verschiedener Genres (Wissenschaft, Belletristik, touristische Stadtbeschreibungen, einzelnes Fotomaterial, vgl. 35) aus, wobei er der Meinung ist, dass diese „die sozialen Bedeutungen der Kategorie (...) auf je bestimmte Art und Weise mit herstellen und konstruieren“ (18). Anscheinend werden Femminielli, übersetzt: ‚männliche

Mädchen‘, zum ersten Mal in dem wissenschaftlichen Text eines neapolitanischen Kriminalanthropologen im Jahr 1901 abgehandelt, der sie in den sozial randständigen Bereich der Prostitution und Kleinkriminalität verortet. Es ist unklar, wie weit genau die Existenzgeschichte der Femminielli zurückreicht. Aber es ist zu vermuten, dass ihre Entstehung eng verknüpft ist mit den touristischen Reisen reicher Nordwesteuropäer_innen des 19. Jahrhunderts in das aufgrund seiner antiken Kunstschätze beliebte, wesentlich ärmere Süditalien und dem damit verbundenen Aufblühen des Prostitutionsgewerbes vor Ort. Atlas' Analyse legt offen, dass die Darstellung von Femminielli in der Literatur variiert, widerstreitet oder sich stellenweise überlagert. Im europäischen, national-italienischen und offiziell-bürgerlichen neapolitanischen Kontext gelten Femminielli meist als männliche, homosexuelle Transvestiten, als Transsexuelle oder gelegentlich als Intersexuelle, die Neapels Besuchern inzwischen sogar als Lokal-Attraktion angepriesen werden. Je näher sich die von Atlas untersuchten Autor_innen mit dem Umfeld der Femminielli beschäftigen, desto eher werden diese als physisch männlich definiert und mit mehr oder weniger Empathie sozial als weiblich und heterosexuell akzeptiert. Eine öffentliche Hochzeitszeremonie mit Spektakelcharakter und die (ehemals) neun Monate später stattfindende *figliata*, eine symbolische Mutterschaftswerdung nach der Heirat, sind Indizien jener Akzeptanz, „um die Femminielli in den sozialen Räumen ihres Milieus ringen und die ihnen innerhalb ihrer Stadtviertel entgegengebracht werden“ (17). Generell hängt die Auf- oder Abwertung der Femminielli vom sozialen Sachverhalt ab, in dem sie besprochen werden: Ihre Betätigung als Prostituierte oder im kleinkriminellen Bereich wird in der Regel verunglimpft; bei den Beschreibungen eines lokal sehr beliebten Tombola-Spiels nur für Frauen, bei dem Femminielli eine wichtige Rolle innehaben, sowie in Verbindung mit religiösen Wallfahrten, an denen sie sich entweder beteiligen oder die sie für sich und andere organisieren, werden Femminielli als integriert und respektiert geschildert. Für die positive Wahrnehmung in letzteren Kontexten machen einzelne Autor_innen die geschlechtliche Ambivalenz der Femminielli verantwortlich, aufgrund derer man ihnen in ihrer lokalen sozialen Umgebung als Nachklang vorchristlicher bzw. aus der Antike stammenden Überzeugungen Kontakte zum Übernatürlichen und Heiligen nachsage.

Ethnografie

Da zu beklagen war, „dass bisher viel zu wenig direkt an Femminielli herangetreten wurde, um das Phänomen aus ihrer Sicht zu verstehen“ (83), unternahm Atlas zwischen April 2001 und Dezember 2002 eine insgesamt siebenmonatige Studie vorwiegend im Spanischen Viertel Neapels, wo er sechs Femminielli näher kennen lernte und teilnehmend beobachtete. Es ist wohl seiner ethnopschoanalytischen Methode zu verdanken, dass der Autor die „Ergebnisse der Feldforschung“ (Kapitelüberschrift) über den Alltag der Femminielli als sehr persönlichen Erlebnisbericht vorlegt und nur mit wenigen theorieorientierten Kommentaren zum ‚doing (trans)gender‘ versehen hat. Fragt man sich hin

und wieder, welche thematische Relevanz einigen detailreichen Erzählungen zukommt – etwa Personen betreffend, die der Autor in seinen jeweiligen Unterkünften während der drei Aufenthalte kennen gelernt hat – ist insgesamt jedoch das in dieser Ausführlichkeit einmalige ethnografische Material aufgrund seiner hohen Anschaulichkeit mit Genuss zu lesen. Man kann so äußerst lebhaft an dem Forschungsprozess partizipieren, der in der Publikation in verschiedene Themenkomplexe geordnet ist, zum Beispiel Identität und Geschlechtskonstruktion, Einkommensquellen oder den *bassi* (winzigen Behausungen bzw. Arbeitsstätten) der Femminielli als multifunktionalem Frauenraum. Im wenige Seiten umfassenden „Resümee“ wird schließlich die Essenz der Feldforschungsergebnisse zusammengetragen und in Bezug auf die Sekundärliteratur aufgearbeitet.

Changierendes Geschlechterkonzept ‚Femminielli‘

In der von Atlas untersuchten Literatur werden Femminielli definiert als Homosexuelle, Intersexuelle (Menschen mit ‚uneindeutigem‘ Geschlecht), Transvestiten (Menschen, die ‚gegengeschlechtliche‘ Kleidung tragen) oder/und Transsexuelle (Menschen mit qua Geburt ‚eindeutiger‘ Geschlechtsidentität, doch ‚gegengeschlechtlicher‘ Identität, die in jeglicher Hinsicht eine möglichst vollkommene Anpassung an das Gegengeschlecht anstreben, also i.d.R. auch operativ) (vgl. 200 f). Atlas bezeichnet solche Zuordnungen als Schubladen „in den Grenzziehungsprozessen der dominanten Geschlechterordnung“ (200) und hält es „für falsch, ein Phänomen mit Konzepten, die es nicht hervorbrachten, verstehen zu wollen“ (ebd.). Aus den Interviewaussagen seiner Feldforschung ergeben sich Belege, dass Femminielli als ‚eindeutige‘ Jungen geboren und aufgewachsen sind, sich dann ab der Pubertät über ‚weibliche‘ Kleidung und Frisur, Verhaltensweisen, Tätigkeiten im Alltag und Namensgebung feminisieren, und das auch über Körpermodellierung, heute vor allem anhand von Hormonen und jeder Menge Silikon. Eine operative Geschlechtsumwandlung ersehnen die Femminielli aber nicht bzw. lassen sie nicht vornehmen. Im Alltag ‚sind‘ sie überwiegend Frau, grenzen sich von Schwulen ab und führen langfristige Partnerschaften mit sich als heterosexuell verstehenden Männern, die ihrerseits diese Partner_innen als ‚Frauen‘ betrachten. Die ‚Maskulinität‘ der Femminielli tritt sozial besonders in Konflikten oder bei Diskriminierungen zutage (Stimmfrage, Handgreiflichkeiten) und physisch im Umgang mit homosexuellen Kunden bei der Arbeit als Prostituierte. Außerdem verwendet nicht nur das direkte Umfeld variabel das männliche oder weibliche grammatische Geschlecht, ihren männlichen oder weiblichen Vornamen bzw. eine ‚geschlechtslose‘ Koseform für sie, sondern auch die Femminielli für sich selbst und untereinander. Das wird beispielsweise bei Atlas’ Hauptgesprächspartner_in mit dem männlichen Taufnamen Luigi kenntlich, der/die mal als Gino (Kurzform von Luigi), mal beim selbst gewählten Frauennamen Gina, zumeist aber als Gigi bzw. Gig‘ (Koseform ohne Geschlechtssuffix) gerufen wird oder sich selbst dementsprechend bezeichnet (vgl. 109 f). So gesehen offenbart sich das Geschlechterkonzept der Femminielli

als ein changierendes. „Femminielli wechseln situativ ... zwischen maskulin und feminin und können je nach Sichtweise entweder beides oder weder noch sein. Sie legen sich nicht fest“ (201).

Zu kurz gekommen ist in der vorliegenden Ethnografie die Frage einer konkreten Verbindung der Femminielli zum Übernatürlichen *aus Sicht ihres gesellschaftlichen Milieus*, die sie möglicherweise für die Organisation von Frauen-Tombolas und von Wallfahrten prädestiniert. Es findet sich zwar u.a. die Darstellung persönlicher Religiosität und Teilhabe der Femminielli an der örtlichen Glaubensgemeinschaft und außerdem die Beschreibung zweier „frivole(r) Wallfahrten“ (180) mit anschließendem Festmahl, bei denen der Autor dabei war; ansonsten jedoch übernimmt Atlas Rückschlüsse aus der gesichteten Literatur, um die Bedeutung der Femminielli im Sakralen für ihre soziale Umgebung zu manifestieren. Deutlich geht indessen aus dieser lesenswerten Forschung hervor, wie sehr das „Funktionieren[] von Geschlechtskonstruktionen ... an einen bestimmten sozialen Raum“ (204) gebunden ist

Mona Hanafi El Siofi

Muslimische Migrant_innen kommen zu Wort...

Ahmet Toprak (2010) *Integrationsunwillige Muslime? Ein Milieubericht*. Freiburg: Lambertus Verlag (180 S., 20,90 Euro).

Angesichts der heißen öffentlichen Debatten um Integration bzw. Integrationsunwilligkeit von in Deutschland lebenden Muslim_innen möchte der Diplom-Pädagoge, Männer- und Gewaltforscher Ahmet Toprak eben diejenigen „persönlich zu Wort kommen“ (12) lassen, um die es dabei geht, die aber bislang nur randständig in die Auseinandersetzungen miteinbezogen wurden. Für seine qualitativ orientierte Forschung interviewte der Autor in München, Dortmund und Berlin 71 Männer und 53 Frauen im Alter von 15 bis 74 Jahren, von denen 95 einen türkischen, die übrigen 29 einen arabischen Hintergrund haben. Fast drei Viertel der Personen stammen aus der Arbeiterschicht und haben einen niedrigen Bildungsstandard, mindestens ein Viertel des Samples besitzt ein höheres Bildungsniveau (15 ff). In den Einzel- und Gruppeninterviews kamen folgende Themen zur Sprache: Kopftuch, Ehre/ Ehrenmorde, Zwangsehe, Gewalt/ Homophobie, Gleichberechtigung, Teilnahme am Schwimm-, Sport- und Sexualekundeunterricht sowie Klassenfahrten, die Rolle der Kultur- und Moscheevereine, Einfluss der Medien, Islamismus/ Terrorismus, Diskriminierung und schließlich die Frage der Integration (vgl. 14). In der Publikation sind diesen Inhalten jeweils eigene Kapitel gewidmet. Zur Untermauerung oder Diskussion seiner Analyseergebnisse bezieht sich der Autor auf einschlägige Fachliteratur und Studien.

Die meisten Kapitel der Publikation vermitteln einen guten Einblick in die bearbeitete Fragestellung. Eine entsprechende Plastizität wird durch die

zahlreichen Fallbeispiele und Interviewausschnitte gewährleistet. So wird etwa beim Thema Zwangsehe der Unterschied zu den – oft favorisierten – arrangierten Ehen exzellent verdeutlicht. Letztere kommen zwar durch die Vermittlung zweier Familien zustande, aber beide Brautleute willigten in das Ehebündnis ein oder konnten es bereits im Vorfeld, ohne die Gefahr einer Sanktionierung, ablehnen. Der Zwangsehe indessen liegen überwiegend wirtschaftliche Interessen zugrunde, wie z.B. Angehörigen den Zuzug nach Deutschland zu ermöglichen. Hervorzuheben ist auch die ausführliche Erläuterung des komplexen türkischen Ehrbegriffs. Im Anschluss daran wird überzeugend aufgezeigt, dass die meisten ‚Ehrenmorde‘ gar keine sind, sondern u.a. aus Eifersucht begangen bzw. in Auftrag gegeben werden. Bei einer Publikation mit wissenschaftlichem Anspruch, wo man sich quasi auf die Richtigkeit oder Umsichtigkeit von Expert_innenaussagen verlässt, ist es jedoch ärgerlich, wenn die Ausdrucksweise hin und wieder so ungenau gerät, dass sie irreführt oder gut vorinformierte Leser_innen wenigstens irritiert: „Zur ehrenhaften und sauberen Frau gehört auch, dass die Achsel- und Beinhaare rasiert werden; dies gilt auch für die Männer“ (46). In dem Beispiel wird der Eindruck erweckt, als sollten sich Männer die Beine rasieren, was unglaublich erscheint. Zumindest im arabischen Raum ist das bei Männern mit Sicherheit nicht der Fall, sondern betrifft, wenn überhaupt, nur ihre Achsel- und außerdem die Schamhaarentfernung (wobei letztere desgleichen für Frauen relevant ist). Während für Männer Körperbehaarung als Zeichen ihrer Virilität durchaus eine Rolle spielt, wird bei Frauen deutlich mehr Wert auf Enthaarung als Ausdruck ihrer ‚Sauberkeit‘ bzw. Femininität gelegt. Um noch ein weiteres Beispiel zu nennen: „Nach der Hochzeit, die auch einen neuen sozialen Status der Frau bedeutet, darf ein ‚Pony‘ aus dem Kopftuch heraus schauen“ (45). Das als eine allgemeingültige Regel des Kopftuchtragens zu formulieren, ist schlicht unzutreffend; der Autor müsste diesen Umstand etwa als für den traditionellen türkischen Kontext gültigen explizit machen – denn immerhin gibt es innerhalb des Islam genauso viele unterschiedliche Ausprägungen wie im Christentum, und das klingt ebenfalls in der vorliegenden Studie an, wenn alevitische und sunnitische Haltungen voneinander abgesetzt werden.

Es könnte an dem Versuch liegen, die vielen Themenfelder in einer Veröffentlichung unterzubringen – hinsichtlich der Materie Kopftuch sowie Gleichberechtigung ist Topraks Bearbeitung eher unbefriedigend ‚dünn‘, wirken die Ausführungen nicht ganz ausgereift. Beispielsweise mag für viele Leser_innen besonders erstaunlich sein, dass hier befragte Musliminnen, und zwar auch solche, die sich bewusst für das Kopftuchtragen entschieden haben, eine Vorbildrolle in deutschen Frauen sehen, die „sich erfolgreich gegen die Dominanz der Männer durchgesetzt“ hätten (105, aus der Zitation einer Interviewten). Es ist sehr schade, dass eben diesem Sachverhalt nicht mehr Gewicht verliehen wird, da er doch einigen ‚Sprengstoff‘ enthält: Gerade kopftuchtragenden Frauen wird in der Regel ja ihre Integrations- und Emanzipationsfähigkeit aberkannt. Toprak behauptet, „das Selbstverständnis und die Selbstverortung der Frauen widersprechen dieser These [im Koran seien Frauen und Männer nicht gleichgestellt, M.H.] eindeutig, denn in der Alltagspraxis achten die Frauen nicht darauf, was im Koran steht oder nicht“ (105). Ein Bezug auf den Koran mag

tatsächlich keine besondere Relevanz für muslimische Frauen mit niedrigem Bildungsniveau haben, da sie sich meist unhinterfragt an Traditionen orientieren. Allerdings bleibt hier etwa das wissenswerte Faktum ausgespart, dass Musliminnen höherer Bildung sich nicht nur in muslimischen Ländern, sondern auch in Deutschland mit der Re-Interpretation religiöser Texte zu ihren Gunsten auseinandersetzen – entgegen den Auslegungen mit einem sie benachteiligenden traditionalistischen bzw. männlichen *bias*. Immerhin jedoch hielt der Autor an anderer Stelle fest, dass „[d]as Tragen eines Kopftuchs ... nicht nur als Selbstbewusstsein gedeutet [werden kann, M.H.], sondern als ein Signal für reflexive Religion, *die anschlussfähig ist an die säkulare Mehrheitsgesellschaft*“ (25, Hervorh. durch M.H.).

Hinsichtlich des Titels der Publikation gehört zu den interessanten Ergebnissen der Studie, dass die Muslim_innen sich selbst überwiegend positiv in der Gesellschaft verorten, sich „für gut oder angemessen integriert“ (163) halten und daher mit Überraschung auf die Debatte um ihre Integrationsunwilligkeit reagieren – oder mit Ärger. Der Begriff ‚Integration‘ bedeutet für sie in erster Linie eine strukturelle, sprich: wirtschaftliche Partizipation, soziale Aufstiegsmöglichkeiten und Bildungschancen. Eine gelungene strukturelle Integration wird mehrheitlich als die *Voraussetzung für eine soziale Integration* betrachtet. Ärger resultiert dementsprechend aus den Diskriminierungserfahrungen wie z.B. bei der Arbeitsplatz- oder Wohnungssuche. Eine identifikatorische Integration wird von einigen der Befragten „mit dem Verlust oder der Aufgabe der eigenen Werte und Normen, der Religion und Sprache in Verbindung gebracht“ (166) und als assimilatorisch abgelehnt; für die Mehrheit ist es allerdings kein Widerspruch, „sich mit zwei Ländern zu identifizieren“ (163). Menschen mit muslimischem Migrationshintergrund ziehen sich vor allem dann ins eigene Milieu zurück, wenn sie länger andauernd Misserfolge oder Benachteiligungen im Zuge der negativen Rezeption des Islam in Politik und Öffentlichkeit erleben. Um die scheinbar festgefahrene Situation zwischen der so genannten Mehrheitsgesellschaft und muslimischen Migrant_innen zu lösen, mahnt der Autor in seinem „Fazit“ u.a. deren Einbeziehung auf kommunaler Ebene an und appelliert gleichzeitig an die Betroffenen, ihre wenig konstruktive Opferhaltung aufzugeben.

Auf eine gänzlich neue Ebene der Integrationsdebatte führt Topraks Abhandlung nicht. Doch sie erlaubt den Schluss, dass nicht die Religionszugehörigkeit an sich für soziale Probleme muslimischer Migrant_innen verantwortlich zu machen ist, sondern unreflektierte patriarchalische Traditionen, mangelnde Bildung, fehlende Informiertheit oder misslungene strukturelle Integration und damit im Zusammenhang: Diskriminierungserfahrungen durch die Mehrheitsgesellschaft. Trotz der erwähnten Abstriche kann die Publikation empfohlen werden, um sich einen schnellen und bislang wohl einmaligen Überblick über die Bandbreite der eingangs erwähnten Themen aus der ‚Innensicht‘, dabei vornehmlich des muslimischen Arbeitermilieus in Deutschland, zu verschaffen.

Annegret Erbes

Geschlechterarrangements im Kontext von Migration, Bildung und Generation: Ergebnisse einer Intersektionalitätsanalyse

Schahrzad Farrokhzad/ Markus Ottersbach/ Michael Tunç/ Anne Meuer-Willuweit (2011) Verschieden – Gleich – Anders? Geschlechterarrangements im intergenerativen und interkulturellen Vergleich. Wiesbaden: VS-Verlag (272 S., 24,95 Euro).

Welches Verständnis haben jüngere und ältere Menschen mit und ohne Migrationsgeschichte von Geschlechterrollen und wie setzen sie dieses um? Wovon und wie werden ihre Vorstellungen beeinflusst? Gibt es einen Zusammenhang zwischen Geschlechterarrangements und Integration? Dies sind Grundfragen der Untersuchung von Schahrzad Farrokhzad, Markus Ottersbach, Michael Tunç und Anne Meuer-Willuweit. Hierzu wurden 34 intergenerative Interviews mit 70 Personen in Eltern-Kind-Tandems durchgeführt, jeweils Mütter oder Väter zusammen mit ihren Töchtern oder Söhnen. Bei den Befragten handelt es sich um Menschen mit Zuwanderungsgeschichte aus der Türkei und der ehemaligen Sowjetunion sowie um Menschen ohne Migrationshintergrund.

Zunächst werden Begrifflichkeiten geklärt und in ihrem theoretischen Kontext erläutert. Schwerpunkte hier sind Geschlechterarrangements und Integration sowie das Konzept der Intersektionalitätsanalyse, einer neueren Forschungsperspektive im Umgang mit sozialen Differenzlinien, „die nicht einer Dimension – wie beispielsweise der Ethnizität – grundsätzlich den Vorrang gegenüber anderen Strukturkategorien wie Geschlecht oder Klasse einräumt“ (25), sondern Überschneidungen und Zusammenwirken mehrerer Strukturkategorien gleichzeitig in den Blick nimmt. Bei Farrokhzad, Ottersbach, Tunç und Meuer-Willuweit sind dies die Überschneidungen von Geschlecht, Generation, Herkunftsgruppe und Bildungsniveau.

Zur inhaltlichen Rahmung werden Ergebnisse aus der Frauen- und Männerforschung und aus den momentan insbesondere in der Migrationsforschung breit rezipierten SINUS-Studien gebündelt und resümiert. Ein zentrales Ergebnis der SINUS-Studien, nämlich dass Milieu, Bildungsstand und Geschlechtszugehörigkeit häufig stärker auf die Lebenslage und Einstellungen von Menschen mit und ohne Migrationsgeschichte wirken als die Herkunftsgruppe, hat dabei besondere Relevanz, da die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung hier anschließen bzw. weitere vorliegende Ergebnisse auch ergänzen.

Die Vielfalt der Geschlechterarrangements, die in der Studie gefunden wurden, werden letztlich in ‚konservative‘, ‚bedingt egalitäre‘ und ‚egalitäre‘ eingeteilt. Von den älteren befragten Personen lebt fast die Hälfte konservativ geprägte Arbeits- und Aufgabenteilungsmodelle. Von den jüngeren Befragten leben knapp zwei Drittel bedingt egalitäre und ein Drittel egalitäre Aufgaben- und Arbeitsverteilungen. Bildungsstand und egalitäre Geschlechterarrangements stehen in enger Beziehung zueinander (106 f), und natürlich ist auch die Gene-

rationszugehörigkeit bedeutsam. Für viele der Jüngeren unter den Befragten ist „geschlechterübergreifend der Einfluss der Herkunft auf ihr Geschlechterleitbild kein als besonders relevant gekennzeichnetes Thema“ (140). Die Interviewten fühlen sich insgesamt eher von Personen, Kontakten und Erfahrungen beeinflusst als von ihrer ‚Kultur‘.

Bei den befragten Eltern unterscheiden sich die Vorstellungen von Erziehung und Erziehungszielen unabhängig von Geschlecht und Bildungsniveau der Befragten aus den verschiedenen Herkunftsgruppen kaum. Betont werden hier beispielsweise Selbständigkeit und Selbstbewusstsein, Hilfsbereitschaft, Ehrlichkeit und Verantwortungsbewusstsein. Die jüngeren Befragten haben „insgesamt oft weniger klare Vorstellungen von einer guten Erziehung“ (157). Ebenfalls wünschen sich die Interviewten aller Gruppen eine gute Bildung und Ausbildung für ihre Kinder, wobei dieser Aspekt bei den Befragten mit Migrationsgeschichte, und hier bei den türkischen Befragten mehr als bei der Gruppe aus der ehemaligen Sowjetunion, besonderes Gewicht hat. Weitere wichtige Ergebnisse sind, dass bei den Befragten mit türkischem Migrationshintergrund Religion im Zusammenhang mit Erziehung praktisch kein Thema ist sowie dass die Befragten mit Migrationshintergrund ihr Umfeld in Deutschland als „beeinflussend“ erleben und sich mit ihm stark auseinandersetzen. Hierzu gehört auch die Differenzierung zwischen „spezifische[n] Elemente[n] ihrer Herkunftskultur“ und „transkulturelle[n] Werte[n]“, die von allen Befragten als basal für die Erziehung eingestuft werden (170 ff). In allen Herkunftsgruppen werden geschlechtsspezifische Unterschiede in der Erziehung von Jungen und Mädchen überwiegend abgelehnt (236). Die Ergebnisse zeigen, dass die Gemeinsamkeiten zwischen allen Befragten, sowohl bezogen auf die Vorstellungen von Erziehung als auch von Geschlechterarrangements, die Unterschiede überwiegen, und dass Bildung und Generation prägenderen Einfluss haben als die Herkunft (237 f).

Bezogen auf einen Zusammenhang zwischen Geschlechterarrangements, Integration und Zugehörigkeit zeigen die Ergebnisse, dass die Beziehungen zwischen den Geschlechtern ebenso differenziert sind und gelebt werden, wie die Integrationsbestrebungen der Befragten und ihre Vorstellungen von Zugehörigkeit.

Klare Linien oder Parallelen, bei denen man von einem bestimmten Geschlechterarrangement auf eine spezifische Art und Weise der Integrationsbereitschaft bzw. der Integriertheit schließen könnte, gibt es nicht. (220)

Aus den Untersuchungsergebnissen werden schließlich Schlussfolgerungen für Politik und Praxis sowie weitere Forschungsfragen abgeleitet. Wenn – und dies legen die anschlussfähigen Ergebnisse dieser Studie nahe – die lebensweltlichen Konsequenzen von Migrationshintergründen überschätzt werden bzw. nicht isoliert betrachtet werden können, so hat dies u.a. weitreichende Folgen für die Ausrichtung von politischen Programmen und Projekten zu Gleichstellung und Integration von Menschen mit Migrationshintergrund, da beispielsweise die Zielgruppen exakter definiert werden könnten und müssten.

Die Auffächerung der entsprechenden Konsequenzen ist besonders lesenswert, da diese die Relevanz der Ergebnisse verdeutlicht.

Die Studie sucht nicht nach Unterschieden zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund, unterschiedlicher Geschlechts- und Generationszugehörigkeit oder unterschiedlichen Bildungsstands, sondern verweist insbesondere auf Gemeinsamkeiten und zeigt Zusammenhänge neu auf. Dies macht den Band in Verbindung mit der strukturierten Darstellung, der Verständlichkeit und der theoretischen Rahmung uneingeschränkt lesenswert.

Elke Gramespacher

In die Fremde ziehen und ankommen

Jasmin Tabatabai (2010) *Rosenjahre. Meine Familie zwischen Persien und Deutschland*. Berlin: Ullstein Buchverlage (287 S., 19,95 Euro).

Jasmin Tabatabai beschreibt in der autofiktionalen Erzählung *Rosenjahre* in vier Stationen die Geschichte ihrer Eltern Rosemarie Tabatabai (geborene Otterbach) und Taba Tabatabai: Wie die beiden sich in *München* (Teil I) kennen lernen und wie Rosemarie *Neuland* (Teil II) betritt, indem sie gemeinsam mit ihrem Mann Taba in Persien eine Familie gründet. Teil III beschreibt die Zeit der Familie in *Teheran* und Teil IV berichtet über das *Ende der Rosenjahre*, das einhergeht mit der Gründung der Islamischen Republik Iran. Die Autorin gewährt mit ihrem Werk einen Blick in die Großfamilie Tabatabai, die westlich orientiert ist und modern lebt. Da die Autorin auf die Geschichte ihrer deutschen Mutter Rosemarie (kurz: Rose) fokussiert, gibt sie mit ihrem Werk zugleich eine Beschreibung darüber, was es in den 1950er bis 1970er Jahren bedeutet haben kann, als deutsche Frau nach Persien auszuwandern.

Teil I: Die Eltern von Jasmin Tabatabai – Rose und Taba – begegnen sich 1956 auf dem Oktoberfest in *München*. Rose beobachtet anhin das Verhalten der persischen Familie, Freundinnen und Freunde von Taba. Insbesondere fragt sie nach dem Leben der Frauen in Persien, das weit weniger fremdbestimmt zu sein scheint, als Rose vorab angenommen hatte. Roses Neugier auf die ihr noch fremde Kultur wächst. Um sich der Kultur anzunähern, lernt sie Persisch. Damit bereitet sie ihre Entscheidung vor, Taba in seiner Heimat zu besuchen – und *Neuland* zu betreten.

Teil II: Die Liebe zwischen Rose und Taba führt Rose von München nach Teheran. Hier macht sich Rose Schritt für Schritt mit der Kultur des Persiens der 1950er Jahre vertraut – sie möchte „das Fremde einfangen“ (69). Aber: Je körpernäher das Fremde ist, desto problembehafteter erlebt Rose das Fremde in ihrem Integrationsprozess. So gelingt es Rose zum Beispiel nicht, sich in die persische Badekultur einzufinden. Zudem kann Rose Umgangs- und Verhaltens-

konventionen – auch die zwischen den Geschlechtern –, zum Teil nur schwer erkennen, zumal sie kaum expliziert werden. Trotz dieser Probleme hat Rose das Gefühl, im Neuland zu Hause anzukommen – insbesondere auf Schodja-Abad, dem ländlichen Gut der Familie Tabatabai, das in der nord-östlich gelegenen Provinz Gorgan liegt, nahe der Turkmenensteppe.

Die Autorin beschreibt einfühlsam, dass Roses Leben in Persien durchweg geprägt ist von der Gratwanderung zwischen Anpassung an die hiesige Kultur und Beibehaltung ihrer in Deutschland sozialisierten Gepflogenheiten – insbesondere der körperbezogenen. Die Familie Tabatabai unterstützt sie bei dieser Gratwanderung. Die Möglichkeit, Rose in diesem Prozess erfolgreich zu unterstützen, fußt auf der westlichen Orientierung der Familie Tabatabai, die sich speziell auf ein positives Verhältnis zu Deutschland bezieht und auf einer modernen und weltoffenen Lebenseinstellung – vor allem die Rolle der Frau betreffend. Gerade Taba ist gegenüber den Bedürfnissen, die seine Frau Rose vor allem auf der körperlichen Ebene hat, aufgeschlossen und sensibel. Die familiäre Unterstützung ist allerdings zugleich kulturell bedingt begrenzt, vor allem in Bezug auf das soziale Leben. Beispielsweise begeht ein jung vermähltes Paar die Hochzeitsreise in Persien gewöhnlich mit einer großen Gesellschaft, während deutsche Paare ihre Flitterwochen in trauter Zweisamkeit verbringen: Rose und Taba heiraten im Iran – und in Bezug auf die Hochzeitsreise setzt Taba seine sozial-kulturellen Vorstellungen durch.

Teil III: Nicht zuletzt aufgrund eines Bedürfnisses nach einer guten medizinischen Versorgung entscheiden Rose und Taba, nach einigen Jahren mit ihren ältesten Kindern aus der Provinz Gorgan nach *Teheran* zu ziehen. So sind die Jahre, in denen ihr jüngstes Kind – Jasmin Tabatabai – geboren wurde, vom großstädtischen Leben geprägt. Die Autorin berichtet die Geschichte ab Teil III meistenteils aus ihrer eigenen Perspektive, und so rücken jetzt die vier Kinder von Rose und Taba ins Zentrum der Erzählung: Sie wachsen zweisprachig auf, besuchen die Deutsche Schule, leben zeitweise in Deutschland – und Rose besorgt ihnen einen deutschen Pass. Die doppelte Staatsbürgerschaft der Kinder ist überlebensnotwendig, als 1978 in Persien das Kriegsrecht ausgerufen wird und Ayatollah Chomeini die Macht ergreift. Diese Ereignisse markieren den Beginn der politischen Entwicklung in Richtung Islamische Republik Iran – und für die Familie Tabatabai bedeutet dies das *Ende der Rosenjahre*.

Teil IV: Die politische Lage ist für das westlich orientierte, modern lebende Paar Rose und Taba Tabatabai unerträglich und bedrohlich. Diese Situation führt dazu, dass Rose mit ihren vier Kindern nach München umsiedelt. Die Integration in München verläuft dank der Zweisprachigkeit der Kinder und deren Kenntnis der deutschen Gepflogenheiten relativ reibungslos – außer für Taba, der nicht auf Dauer in München leben will, sondern zurück in seine Heimat geht. Was der Familie am Ende bleibt, ist die Sehnsucht nach einem friedvollen und politisch offen gestalteten Iran.

Die Autorin Jasmin Tabatabai beschreibt in *Rosenjahre* nicht nur individuelle Immigrationerfahrungen ihrer Mutter. Vielmehr zeigt sie, dass Frauen, die in den Iran einwandern und aus Deutschland stammen, in Persien beziehungsweise im Iran politische und familiale Strukturen vorfinden, die ihre Gestaltungsspielräume eher einschränken. Dies überrascht vielleicht weit weniger als eine weitere Einsicht, die die Erzählung *Rosenjahre* vermittelt: Sofern die politische Ordnung in Persien beziehungsweise im Iran Gelegenheitsstrukturen bietet, die es Männern erlauben, eingewanderte (christlich orientierte) Frauen mit Blick auf ihre Eigenständigkeit zu unterstützen und solche, die es Frauen gestatten, selbstbestimmt zu leben, können Frauen auch im Persien der 1950er bis 1970er Jahre emanzipiert leben. Die Erzählung *Rosenjahre* vermittelt dabei trotzdem nicht den Eindruck, Frauen wären im Persien der 1950er bis 1970er Jahre prinzipiell gleichberechtigt gewesen. Vielmehr beschreibt Jasmin Tabatabai ihre Mutter Rose als bemerkenswert durchsetzungsfähig, was auch die moderne und westlich orientierte Großfamilie Tabatabai stark irritiert.

Mit der Erzählung *Rosenjahre* gibt Jasmin Tabatabai ein Zeugnis davon, dass die Gender-Verhältnisse in ein und derselben Gesellschaft beziehungsweise Kultur unsicher bleiben, und dass sie von familialen und politischen Bedingungen abhängen. Dieses Thema bearbeitete die Autorin Jasmin Tabatabai bereits 2005 in dem Film *Fremde Haut*, an dessen Drehbuch sie mitgewirkt hat und in dem sie die Hauptrolle spielt (Filmbesprechung: vgl. Gramespacher, in diesem Band). Beide Botschaften – die des Filmes *Fremde Haut* und die der Erzählung *Rosenjahre* – deuten darauf hin, dass Frauen im Iran heute weniger gleichberechtigt leben, als es Mitte des 20. Jahrhunderts in Persien möglich war. Darüber hinaus machen beide Werke darauf aufmerksam, dass migrierende Frauen nicht nur von den politischen Verhältnissen des Aufnahmelandes abhängen, sondern auch davon, welche Vorstellung über patriarchale Verhältnisse die Männer haben, denen Frauen im Migrationsprozess begegnen.

Kerstin Botsch

Welchen Unterschied macht der Unterschied?

Helma Lutz/ Maria Teresa Herrera Vivar/ Linda Supik (2010) Hg. *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 1. Auflage (259 S., 24,95 Euro).

Der Sammelband *Fokus Intersektionalität* ist das Resultat der Tagung *Celebrating Intersectionality? Debates on a Multi-Faceted Concept in Gender Studies*, die Ende Januar 2009 an der Frankfurter Johann-Wolfgang-Goethe-Universität stattfand. In dem Sammelband setzen sich die Herausgeberinnen zum Ziel, „die angestoßenen Kontroversen und Übereinstimmungen aufzunehmen und neben einer Bestandsaufnahme auch zukünftige Entwicklungslinien aufzuzeigen“ (9). Dies gelingt ihnen, indem sie die Artikel in drei Blöcke aufteilen: Am Beginn stehen grundlegende (und bekannte) Aufsätze zur Konzeptverortung, -entwick-

lung und -transformation der Intersektionalitätsdebatten (Kimberlé W. Crenshaw, Kathy Davis, Myra Marx Ferree). Im zweiten Block liegt der Fokus auf neuen Forschungsfeldern für Intersektionalität (Mechthild Bereswill und Anke Neuber, Jeff Hearn, Dubravka Zarkov, Kira Kosnick, Ann Phoenix), gefolgt vom dritten Teil, in dem Fragen zur Weiterentwicklung von Intersektionalität zentral sind (Nira Yuval-Davis, Paula-Irene Villa, Gudrun-Axeli Knapp, Katharina Walgenbach).

Die Aufteilung des Sammelbandes legt den Fokus auf die chronologische Entwicklung von Intersektionalität, in der sich die einzelnen Zeitabschnitte einer Epoche zuordnen lassen. Zum Zweck der Buchbesprechung trägt diese zeitliche Gliederung nicht unbedingt zum besseren Verständnis von Intersektionalität bei, weil sie inhaltlich zusammengehörige Artikel voneinander trennt. Deshalb ziehe ich für diese Rezension eine inhaltlich-kategoriale Betrachtung einer äußerlich-zeitlichen Betrachtung von Intersektionalität vor.

Doch vorerst zum Titel des Sammelbands: *Fokus Intersektionalität* – lässt sich Intersektionalität überhaupt fokussieren? Diese Frage scheint berechtigt vor dem Hintergrund der differenzierenden und differenzierten Begriffsdefinitionen und der unterschiedlichen Theorietraditionen von Intersektionalität. So unterscheiden sich nicht nur die metaphorischen Bilder von Intersektionalität als „Straßenkreuzung“ (Crenshaw, 38), als „interdependente Kategorien“ (Walgenbach, 248), als klassische Trias (*race, gender* und *class*) und als „*interlocking system of oppression*“ (Collins nach Lutz/ Herrera Vivar/ Supik, 11) voneinander, sondern es wird auch danach gefragt, ob Intersektionalität eine Theorie, ein heuristisches Instrument oder eine Interpretationsstrategie sei (Davis, 55). Auch ist unter den AutorInnen die Diskussion über die Vergleichbarkeit von angloamerikanischer und europäischer Intersektionalitätsforschung aufkommen (Ferree, 77f.; Lutz/ Herrera Vivar/ Supik, 15), die gerade in Bezug auf die Kategorienkombinationen *race*/Ethnizität und Klasse/Schichtung deutlich kontinentale Gewichtungen aufzuzeigen scheint. Darüber hinaus haben sich Fragen nach der Anzahl der Kategorien (190) und auch danach, ob „alle Identitäten intersektionell sind, oder ob nur gegenseitig marginalisierte Subjekte eine intersektionelle Identität haben“ (ebd.), längst nicht erschöpft.

Ein gemeinsamer Nenner von Intersektionalität lässt sich mit Katharina Walgenbach als gemeinsamer „Orientierungsrahmen“ (254) beschreiben, der „ganz unterschiedliche Fragen, theoretische Ansätze, Analyseebenen und soziale Kategorien miteinander verbindet“ (ebd.). Warum das überhaupt so funktionieren kann, liegt offenbar gerade in der begrifflichen Unschärfe und Ambiguität des Konzepts Intersektionalität begründet. Zumindest kann der Erfolg von Intersektionalität durch eine wissenschaftssoziologische Perspektive (Davis) und die Paradigmadefinition nach Thomas Kuhn erklärt werden (Walgenbach).

Die Artikel von Gudrun-Axeli Knapp, Kira Kosnick und Dubravka Zarkov zeigen Formen von (Un-)Sichtbarkeit auf. Es geht um migrantische Ethnizitäten, schwule Türken und um scheinbar Oxymoronisches, wenn die Türkei mit „vormoderner homophober Repression in Verbindung gebracht

wird“ (Kosnick, 150). Männlichkeit, Ethnizität und Heteronormativität werden durch die Gegenüberstellung von (medialisierter) sexueller Gewalt gegenüber Männern im ehemaligen Jugoslawien und dem Gefängnis Abu Ghraib in Bagdad als zwei Extreme von (Un-)Sichtbarkeit analysiert (Zarkov). Knapp erweitert das Verständnis von „*intersectional invisibility*“ durch einen gesellschaftstheoretisch orientierten Blick auf naturalisierte Strukturzusammenhänge bzw. deren Unsichtbarwerden.

Andere AutorInnen legen ihren intersektionellen Schwerpunkt auf die Diskriminierungsdimension *race* und *gender* im US-amerikanischen juristischen System (Crenshaw), auf Rassialisierung bzw. Rassifizierung und die Gefahr der Dethematisierung der Kategorie durch den Begriff ‚Ethnizität‘ in Deutschland (Lutz/ Herrera Vivar/ Supik) und auf Kindheitserfahrungen von Erwachsenen aus ethnisch sichtbar differenten Haushalten (Phoenix). Die theoretischen Gewichtungen von *race*/Ethnizität auf der amerikanischen und Klasse/Schichtung auf der deutschen Seite führt Myra Marx Ferree auf die unterschiedlichen soziohistorischen Prozesse des „*framing*“ zurück (73).

Auf die Versäumnisse der Männerforschung, die Intersektionen Alter/n, Behinderung, gelebte Verkörperung, Virtualität und Transnationalität stärker einzubeziehen, weist Jeff Hearn hin. Den alternden, virtuellen, transnationalen Mann setzt Hearn als „machtlose Antithese“ (120) zu hegemonialen Männern und in der Analyse der veränderlichen Formen der sozialen Kategorie „Männer“ sieht er den möglichen Beitrag, „Männer“ „als maßgebliche soziale Macht-kategorie abzuschaffen“ (ebd.). Bereswill und Neuber erörtern Devianz, Marginalisierung und Geschlecht am Beispiel einer empirischen Studie männlicher Gefängnisinsassen unter Berücksichtigung zentraler Theorien der Männlichkeitsforschung. Paula-Irene Villa denkt Intersektionalität ausgehend von der somatischen Seite der Subjektwerdung mit Rückgriff auf Butler und Foucault – am Beispiel des Tango Argentino – und schlägt programmatisch das Scheitern als Struktur vor. Damit ist der Prozess der Butler’schen Subjektivierung gemeint, an dem Personen bei dem Versuch scheitern, Subjekte zu sein. Nira Yuval-Davis plädiert mit Nancy Frasers Begrifflichkeiten dafür, die Politik der Anerkennung bzw. Umverteilung in eine „Politik der Intersektionalität“ (186) aufgehen zu lassen und damit Intersektionalität als den „relevantesten Beitrag der soziologischen Theorie zum Thema Klasse/Schichtung anzuerkennen“ (ebd.). Der intersektionelle Ansatz ermöglicht das, weil er „Untersuchungen von Einzelfällen und Variablen kombiniert“ und dabei „sensibel für situierte Kontexte“ ist, gleichzeitig aber nicht in „die Falle eines Relativismus“ gerät (198).

Zweifelsohne ließe sich der Sammelband, der die Entwicklung und Transformation von Intersektionalität fokussiert, auch anders gliedern, z.B. in Bezug auf Männlichkeiten, in Bezug auf *racelothering*, in Bezug auf methodische Prämissen oder in Bezug auf Heteronormativität. Der Vorteil einer solchen alternativen Gliederung wäre eine inhaltliche – besser: kategoriale – Gruppierung mit der Chance auf einen thematisch zusammenhängenden Aufbau gewesen. Die tatsächliche Einteilung erscheint bisweilen arbiträr, beispielsweise die getroffene

Unterscheidung zwischen *neuen Forschungsfeldern* und der *Weiterentwicklung* von Intersektionalität.

Aufgrund der breiten Ausrichtung und des hohen Anspruchs des Sammelbandes, der die Entstehung, die verschiedenen Themenfelder und die Weiterentwicklungen des Intersektionalitätskonzeptes in einem einzigen Buch unterbringen möchte, muss wohl jede Art der Gliederung unvollkommen bleiben. Nichtsdestotrotz liegt der Vorteil der vorliegenden Aufteilung gerade in seiner breiten Ausrichtung mit einer gelungenen Mischung aus Klassikern (Crenshaw, Davis) und neuen Texten, die so gesehen den Fokus auf die eigene Genese des Intersektionalitätskonzeptes und seine Weiterentwicklung legt. Als gemeinsamer „Orientierungsrahmen“ (254) für die (feministische) Intersektionalitätsforschung bleibt resümierend die bereits zur Selbstverständlichkeit gewordene Erkenntnis festzuhalten, dass „die Lebensrealität von Frauen nicht allein durch das Geschlecht, sondern durch andere soziale Platzanweiser geprägt“ (17) wird.

Den Herausgeberinnen und den AutorInnen des Sammelbandes gelingt es, einen Querschnitt der Intersektionalitätsforschung, angefangen bei Sojourner Truths „*Ain't I am a Woman?*“, der Diskriminierung von Geschlecht und *race* (Crenshaw) bis zur multiplen Positioniertheit aller Menschen (Phoenix) darzustellen, die „gleichzeitig Gültigkeit beanspruchen“ (18). Die versammelten Beiträge zeigen sowohl Metamorphosen als auch Ausdifferenzierungen bei dem Versuch, das Zusammenspiel und das Wechselwirken von Unterschieden zu verstehen.

Rezensionen zum Thema
'Dimensionen von Gender Studies'

Irmtraud Hnilica

Antikapitalismus, Antisemitismus, Frauenfeindlichkeit: Franziska Schöblers Studie zur Ökonomie in der Literatur um 1900

Franziska Schöbler (2009) Börsenfieber und Kaufrausch. Ökonomie, Judentum und Weiblichkeit bei Theodor Fontane, Heinrich Mann, Thomas Mann, Arthur Schnitzler und Émile Zola. Bielefeld: Aisthesis (345 S., 38 Euro).

Wer sich mit Fragen der Geschlechterforschung befasst, dem kann Franziska Schöbler keine Unbekannte sein: Ihre *Einführung in die Gender Studies* ist seit dem Erscheinen 2008 im Akademie Verlag zum Standardwerk geworden. Jetzt hat die Trierer Literaturwissenschaftlerin eine Monografie vorgelegt, die das Interesse an Geschlechterfragen in einen größeren Kontext stellt. *Börsenfieber und Kaufrausch* befasst sich mit, so der Untertitel, „Ökonomie, Judentum und Weiblichkeit bei Theodor Fontane, Heinrich Mann, Thomas Mann, Arthur Schnitzler und Émile Zola“. Im Fokus der kulturwissenschaftlichen Studie liegen die Schnittstellen von Ökonomie und Literatur; zusätzlich motiviert wird das Interesse an dem damit verbundenen Themenkomplex von der jüngsten Wirtschaftskrise, wie die Verfasserin in der Einleitung des Bandes ausführt.

Wer andere Arbeiten der Autorin bereits kennt, wird schnell bemerken, dass diese Studie methodisch umsetzt, was Franziska Schöbler in *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft* und der genannten *Einführung Gender Studies* theoretisch reflektiert. Auch *Börsenfieber und Kaufrausch* enthält ein Methodenkapitel, das entscheidende Anregungen aus den Feldern Kulturpoetik, Wissenspoetologie, Economic Criticism und Antisemitismusforschung bezieht. Trotz aller Unterschiede zwischen Diskursanalyse und New Historicism findet Schöbler einen gemeinsamen Nenner, der zugleich den Ausgangspunkt ihrer Studie darstellt:

Gemeinsam ist beiden Positionen, dass ästhetische Artefakte in einem interdisziplinären Zugriff auf außerliterarische Aussagen bezogen werden, also davon ausgegangen wird, dass die isolierten Systeme interagieren, indem sie den gleichen Diskursregeln des Wissens folgen oder aber Tauschbeziehungen unterhalten. (27)

Vor diesem Hintergrund geht es also um eine Kontextualisierung literarischer und nicht-literarischer Texte. Herangezogen werden dabei – über die im Untertitel genannten kanonischen Autoren hinaus – auch weitere, zum Teil weniger bekannte; darunter Adolf Dessauer, Ludwig Jacobowski, der sich um die Verbreitung von Literatur durch „Zehnpfennig-Hefte“ bemühte, E. Werner, hinter deren Pseudonym sich Elisabeth Bürstenbinder verbirgt und Wilhelmine von Hillern. Eine solche Kombination von Höhenkamm- mit Unterhaltungsliteratur stellt eine eigene Herausforderung dar. Franziska Schöbler meistert sie, ohne den Texten gegenüber je in die Arroganz jener Edelgermanistik zu

verfallen, die glaubt, sich durch die Wahl ihrer Gegenstände adeln und Texte jenseits des Kanons pauschal verwerfen zu müssen. So bietet bereits Schöblers unbefangene Herangehensweise Anlass zur Freude, ganz unabhängig vom inhaltlichen Ertrag der Lektüren. Der Plural ist hier angebracht: Schöbler setzt für den einzelnen Text je neu an, obwohl es ihr um die „Semantik einer kollektiven Wahrnehmung“ geht, die „die fiktionalen Texte kontextualisiert und auf nationalökonomische wie politische Äußerungen der Zeit“ bezieht (22). Das birgt ein gewisses Risiko, Unterschiede zwischen den literarischen Texten zugunsten einer vorab ausgemachten Programmatik zu nivellieren. Man mag darin einen Verlust an Stringenz sehen, doch führt dieses Vorgehen vor allen Dingen zum präzisen Blick auf den einzelnen Text. Gerade hier, in den Einzellektüren, die immer wieder so genau hinschauen, dass man es im Grunde mit *close readings* zu tun hat, zeigt sich die Virtuosität von Schöblers Lektürekunst; etwa bei der Untersuchung der Luftmetaphorik in Heinrich Manns *Schlaraffenland*. Die Verknüpfung von Börse, Kredit und Kaufhaus mit Judentum und Weiblichkeit ist zwar im Diskurs der Zeit mehr oder weniger fix, doch wird sie immer wieder neu verhandelt, daran lässt Schöblers Untersuchung keinen Zweifel. So zeigt sich die Verfasserin mit Recht skeptisch gegenüber der Frage nach den ‚Judenbildern‘, wie sie ein, die narrative Dynamik literarischer Texte nicht genug berücksichtigendes, imagologisches Verfahren mit sich bringt, und beharrt darauf: „Auch antijüdische Topoi partizipieren an der (de-)konstruktivistischen Prozessualität von Texten, ihren Verstellungen, Verdichtungen und Verzerrungen“ (34).

Immer wieder und mit besonderem Gewinn reflektiert Schöbler die poetologische Dimension ihres Themas. Ökonomie, so führt die Verfasserin aus, lasse sich „in ihrer spekulativen Variante (...) der Kunst analogisieren, denn auch diese entspringt phantasmatischen Operationen, spekuliert mit der Zukunft und entwirft fulminante Luftschlösser (wie der sich bald reich wähnende Spekulant)“ (13). Und weiter: „Die Börse, der Kredit und das Kaufhaus stehen mithin für diejenigen Aspekte der Moderne, die sich im ästhetischen Feld als Selbstreferenz und Fiktionalitätsbewusstsein beschreiben lassen“ (14).

Börse wie Kredit schöpfen Wert aus der Spekulation mit Zeit, daher haftet ihnen an, was Schöbler den „Verdacht der Fiktionalität“ (15) nennt. Diese fiktionale Qualität ökonomischer Prozesse kommt um 1900 zur Blüte, „[d]enn die neuen subjektiven Werttheorien profilieren das Kontraktuelle wie Temporäre von Werten und lösen diese von substanziellen Größen wie Arbeit und Materialität ab“ (16). Hier kann sich Franziska Schöbler auf eine Reihe neuerer Studien zum Thema aus dem Umfeld des New Economic Criticism beziehen, die zeigen, dass ein literarischer Text immer schon einer über Ökonomie ist, „weil er auf arbiträren Symbolisierungen basiert und des Kredits (der Leser) bedarf“ (29). Literarische Texte, so die Argumentation, sind also *per se* ökonomisch. Von dieser Entwicklung bleiben, *vice versa*, auch die Wirtschaftswissenschaften selbst nicht unbeeinflusst: Die Forschung interessiert sich in einer „anti-essentialistischen Wende für die Rhetorik des Ökonomischen und weist einschlägige Erklärungsmuster als kulturelle Konstruktionen aus“ (29).

Mit den modernen Wirtschaftsprozessen verknüpft sind geschlechtliche Semantisierungen, auf deren Spur sich Schöbler begibt. So sind die konsumierenden

Massen zumeist weiblich semantisiert, der Spekulant dagegen kann sich durch männlich-rationales Agieren als *homo oeconomicus* profilieren. Die literarischen Texte, die Schößler heranzieht, verhandeln dies und verknüpfen dabei meist Weiblichkeit mit Judentum. An Fontanes *L'Adultera* lässt sich die Unmöglichkeit der Assimilation des jüdischen Börsianers aufzeigen. Tut der Jude, was man von ihm verlangt und assimiliert sich, so provoziert dies erneut „die Sehnsucht nach Differenz“ (58). Pointiert formuliert Franziska Schößler, dass Anpassung „das fremde ‚Wesen‘ erst produziert und ausdifferenziert“ (63). Die Komplexität dieser Argumentation, die Sorgfalt des Gedankenganges, der Sinn für Aporien und die Verweigerung gegenüber Simplifizierung, die sich hier zeigen, sind exemplarisch für die gesamte Monografie. Dass die Leserin, der Leser am Ende nicht auf *eine* Formel bringen kann, wie sich der Konnex von Ökonomie, Judentum und Weiblichkeit um 1900 denn nun gestalte, spricht für, nicht gegen Schößlers Studie.

Eva Kästle

Körper, Klasse und Geschlecht. Die Soziologie des Körpers nach Pierre Bourdieu

Benjamin Moldenhauer (2010) Die Einverleibung der Gesellschaft. Der Körper in der Soziologie Pierre Bourdieus. Köln: PapyRossa (109 S., 12,00 Euro).

In der Veröffentlichung seiner Magisterarbeit beschäftigt sich Benjamin Moldenhauer mit der Soziologie des Körpers nach Pierre Bourdieu. Anhand von Bourdieus Soziologie zeichnet er nach, wie sich die Gesellschaft in Körper einschreibt und umgekehrt der Körper des Menschen dazu beiträgt, die bestehende Gesellschaftsordnung aufrechtzuerhalten. Die Wirkung gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse auf Körperwahrnehmung und -praktiken wird in zwei Dimensionen dargestellt: zum einen in der Dimension Geschlecht, zum anderen in der Dimension Klasse.

Der Habitus – einer der zentralen Begriffe in der Soziologie Bourdieus – ist als „Aufbewahrungsort von erlebter Geschichte und Erfahrung“ (12) zu verstehen, aus dem sich bestimmte Vorlieben, Geschmäcker, Denk- und Handlungsweisen ergeben. Der menschliche Körper selbst ist ein Aspekt des Habitus: „Am Körper vollziehen sich die Vorgänge der Inkorporierung des Sozialen“ (13). Damit hält Moldenhauer fest, dass der Mensch und damit sein Körper nicht ohne ihre gesellschaftliche Prägung gedacht werden können. Körperliche Praktiken lassen soziale Vorgänge als natürlich erscheinen; sie sind als eine wesentliche Funktion des Habitus zu verstehen. Habituelle Körperhandlungen sind eng mit der sozialen Lage der gesellschaftlichen Akteure verknüpft. So werden Macht- und Herrschaftsverhältnisse ebenfalls einverleibt – und dadurch als selbstverständlich wahrgenommen.

In einem nächsten Schritt arbeitet Moldenhauer die Bedeutung von Machtstrukturen für die Konstruktion des Körpers heraus. Die Anerkennung hierarchischer Gesellschaftsverhältnisse geschieht durch symbolische Gewalt, die ein Hinnehmen und gleichzeitig eine Verschleierung der Unterdrückung beinhaltet. Mit diesem Machtbegriff können auch inkorporierte Gesellschaftsverhältnisse als Beitrag zur Reproduktion von geschlechtshierarchischen Strukturen verstanden werden. Die Anerkennung von männlicher Herrschaft wird mit dem Habitus erlernt und schreibt sich somit auch in den Körper ein:

Die Codierung nahezu jeder Körperpraxis und Körpertechnik als männlich oder weiblich hat Folgen, die über den Bereich des Symbolischen hinausreichen und bis in die Struktur des Begehrens und sogar bis in den Bereich der motorischen Fähigkeiten reichen. (51)

Dabei grenzt Moldenhauer Bourdieus Ansatz von aktuellen, poststrukturalistischen feministischen Ansätzen ab. Die Stärke von Bourdieus Soziologie des Körpers – so Moldenhauer – liegt darin, dass tatsächliche körperliche Affekte in den Blick genommen werden, was Theorien, die den Körper als sprachliche Konstruktion begreifen, nicht erfassen können. Gleichzeitig wird nicht von natürlichen leiblichen Empfindungen ausgegangen.

Daran anschließend beschreibt Moldenhauer die Einverleibung der Klassenstrukturen nach Bourdieu. Die Ausbildung des Habitus beruht auf den (Handlungs-)Möglichkeiten, die den Akteuren in ihrer gesellschaftlichen Position zur Verfügung stehen. Auf diese Weise formieren sich verschiedene Gesellschaftsklassen, deren Angehörige sich in ihrem Handeln, ihrer Wahrnehmung und ihren Erfahrungen unterscheiden. Jede Klasse besitzt unterschiedliche Dispositionen und Vorlieben, die nicht nur auf kognitiver Ebene existieren, sondern sich auch in die Körper eingeschrieben haben. Anhand der Darstellung der unterschiedlichen Essgewohnheiten verschiedener Klassen zeigt Moldenhauer nicht nur, dass Geschmack eine soziale, von Akteuren inkorporierte Konstruktion ist, sondern auch, wie der Körper als Mittel der Distinktion eingesetzt wird. Allerdings berücksichtigt Moldenhauer kaum, dass Bourdieus Beschreibung der klassenspezifischen Lebensstile und Geschmäcker seit der Veröffentlichung von *La distinction* im Jahr 1979 an Aktualität eingebüßt hat. Zwar geht er kurz auf neuere Entwicklungen innerhalb des Kleinbürgertums ein, dennoch fehlt eine Einbeziehung der Veränderungen der Klassenstrukturen seit Bourdieus Analyse.

Das Buch schließt mit einer kurzen empirischen Untersuchung. Anhand des Dokumentarfilms *Rhythm Is It* (2004), der ein Tanzprojekt einer Gruppe von Hauptschüler_innen und einer Gruppe von Gymnasiast_innen zeigt, wird der Frage nachgegangen, inwiefern Akteure mittels des Erlernens neuer Körperpraktiken verinnerlichte Klassenstrukturen ablegen können. Moldenhauer zeichnet die verschiedenen Techniken der beiden Gruppen im Umgang mit ihrem Körper nach und stellt dabei klassenspezifische Unterschiede fest. Während die

Schüler_innengruppe aus den oberen Klassen den Anweisungen der Choreographen diszipliniert Folge leistet, sind die Schüler_innen aus den benachteiligten Klassen unkonzentriert und nachlässig. Dies interpretiert Moldenhauer als Ausdruck ihres klassenspezifischen Habitus. Die Gymnasiast_innen sind davon überzeugt, die gestellten Aufgaben bewältigen zu können, und gebrauchen ihren Körper mit dem entsprechenden Selbstbewusstsein. Auch das Körperverhalten der Hauptschüler_innen reflektiert ihre soziale Lage: Für sie gibt es keinen Grund sich anzustrengen, ihr Scheitern in der Gesellschaft ist schon vorprogrammiert.

In einem weiteren Schritt prüft Moldenhauer das Potential des Tanzprojekts, Körpertechniken zu verändern, und stellt dabei dessen Grenzen fest. Zwar war das Projekt darauf ausgerichtet, die benachteiligten Schüler_innen zu fördern, scheiterte aber, da es in einem institutionellen Rahmen stattfand, das Klassengrenzen reproduziert. Moldenhauer kritisiert das Tanzprojekt und die filmische Umsetzung dafür, die universelle Möglichkeit des gesellschaftlichen Aufstiegs zu proklamieren, dabei allerdings ungleichheitsschaffende Gesellschaftsstrukturen zu ignorieren. Stattdessen plädiert er im Sinne Bourdieus für ein Bewusstwerden der auf den Körper wirkenden Machtverhältnisse, um die Verinnerlichung der Klassenstrukturen zu überwinden.

Allerdings nimmt die Filmanalyse nur einen sehr kleinen Teil des Buches ein. Wer eine ausführliche Untersuchung mit den Bourdieu'schen Begrifflichkeiten erwartet, wird daher enttäuscht. Dahingegen gibt der schmale, leicht zu lesende Band eine hervorragende Einführung in die Soziologie Bourdieus. So werden den Ausführungen über die Körpersoziologie Erläuterungen über Bourdieus Begriffe des Habitus, der Macht, des Kapitals und der Klasse vorangestellt. An manchen Stellen bleiben die Erklärungen etwas oberflächlich, was der geringen Seitenzahl und dem Aufbau als Abschlussarbeit geschuldet ist. Das mag auch der Grund sein, warum die Einführung in Bourdieus Werk stark im Vordergrund steht; Fragen zum Körper werden hingegen nicht immer ausführlich genug behandelt. Für Bourdieu-Einsteiger_innen ist das Buch allerdings wunderbar geeignet.

Anja Gregor

Doing Intersex. Heteronormative Medizinpraktiken und Widerstand der Beherrschten

Kathrin Zehnder (2010) *Zwitter beim Namen nennen. Intersexualität zwischen Pathologie, Selbstbestimmung und weiblicher Erfahrung*. Bielefeld: transcript (445 S., 33,80 Euro).

Die medizinische, operative und medikamentöse, Gestaltung weiblicher, seltener männlicher Körper – ‚doing sex‘ – ist bis heute vorherrschende Praxis, wenn ein Mensch als intersexuell diagnostiziert wird. Erst allmählich findet eine Untersuchung dieses normierenden, von intersexuellen Personen als gewaltvoll bewerteten Umgangs in den Sozialwissenschaften statt. Kathrin Zehnder präsentiert in ihrer Dissertation die erste umfangreiche interpretative Untersuchung von Narrationen jener intersexuellen Personen, die sich kritisch gegen die seit den 1950er Jahren gängige Behandlungspraxis durch die Medizin äußern. Sie macht es sich zur Aufgabe, den „Anliegen [der Aktivist_innen, A.G.] eine Stimme zugeben“ (17), einen Weg zu finden, um die intersexuellen Belange angemessen zu präsentieren und jenseits pathologisierender Praxen Intersexualität als soziales Phänomen herauszustellen.

Die Systematisierung des Datenmaterials, das frei zugänglichen Internetforen, Web-Logs und Internetseiten entnommen ist, steht im Mittelpunkt der Untersuchung. Zehnder betont bereits in der Einleitung, dass eine Betrachtung des Feldes nicht ohne eine Auseinandersetzung mit dem medizinischen Diskurs auskommt, der das Phänomen Intersexualität erst als solches benennt (außerdem regelmäßig medizinisch ‚behandelt‘) und so Personen erst pathologisiert. Aus diesem Grunde stellt sie der umfangreichen Auswertung der Internet-Daten eine Analyse des medizinischen Diskurses voran und zeigt am Material, dass die eindeutige geschlechtliche Zuordnung und ein heterosexuelles Begehren bis heute eine ‚erfolgreiche Behandlung‘ strukturieren. Die abschließende Konklusion bringt die Erkenntnisse beider Teile der Arbeit zusammen, legt ihren Schwerpunkt jedoch auf ein Fazit zu den Äußerungen intersexueller Sprecher_innen: „Eine ethische, juristische und erkenntniskritische Überprüfung der gängigen Praxis wäre dringend angebracht“ (399).

Die oben angedeutete Abhängigkeit des Feldes von der medizinischen Praxis, ihrem Vokabular und deren diskursive Vergegenständlichungen in Medikamenten und/oder Bilddokumentationen zeigen sich sowohl in den Schilderungen intersexueller Personen, als auch in den sozialwissenschaftlichen Intersexualitätsforschungen. Zehnder bringt diese Abhängigkeit mit einer ausführlichen Reflexion der eigenen Position, ihrer Sprache und Wortwahl auf Distanz (vgl. 16-20). Hier erläutert sie unter anderem den Einsatz des auch in dieser Rezension zur Anwendung kommenden *gender gaps*, das in der Schriftsprache einen Raum für jene Geschlechtsrealitäten, die sich jenseits oder zwischen den Polen ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ verorten oder verortet werden, schafft. Anhand der

Daten zeigt sie, dass die Erfahrungen einer medizinischen Intervention identitätsstiftend wirken: Der medizinischen Intervention kann nur mit Bezug auf den medizinischen Diskurs begegnet werden. Die lebenslange Einnahme von Hormonen wird zwar mit Hilfe der Aneignung eines „Co-Expert_innenstatus“ eigenmächtig modifiziert, eine vollständige Emanzipation von der Medikamenteneinnahme ist jedoch unmöglich. Auch werden das medizinische Vokabular und die Diagnosestellungen im eigenen Sprechen und Verhandeln von Identitätskonstruktionen übernommen.

Zehnder unterstreicht, dass gerade durch die Vernetzung intersexueller Personen im Internet ein eigener Diskurs entstehe, der eine Selbstermächtigung ermögliche und Protest markiere (299) – etwa über die Modifizierung von Hormondosen. Sie erläutert seine diskursive Praxis (185) und identifiziert seine Grenzen unter Bezugnahme auf die Abgrenzung des Feldes zu Transgender (267). Die Definition der Autorin aber sollte kritisch betrachtet werden: Wenn sich hier ein eigener Diskurs entwickelt hat, inwiefern strukturiert er Wirklichkeit? Die Identifikation erster Ermächtigungsprozesse als Diskurs findet zu einem recht frühen Zeitpunkt statt: Die Praxen des Feldes weisen bisher kaum wirklichkeitsstrukturierenden Charakter auf. Zehnder selbst bemerkt an anderer Stelle, dass Intersexuelle sich mithilfe des Internets oft zum ersten Mal in eine Öffentlichkeit wagen, die ihre Belange nachvollziehen kann ohne zu stigmatisieren. Mit dieser Prämisse erscheint Zehnders Schlussfolgerung problematisch, der Prozess der Gruppenfindung im Netz (vgl. 366) sei als diskursive Praxis zu betrachten. Es zeigt sich hier vielmehr eine allmähliche Selbstermächtigung intersexueller Personen, die, wie oben bereits erläutert, durch Vokabular und Medikation noch in Abhängigkeit vom hegemonialen Diskurs stattfindet – und stattfinden muss.

Die von der Autorin angekündigte Diskursanalyse medizinischer Publikationen zum Thema steht hinter der Beschaffenheit der Datenanalyse zurück, dies ist nicht verwunderlich, wenn die Stoßrichtung der Studie ins Gedächtnis gerufen wird, Intersexuellen eine Stimme zu geben (s.o.) eine kurze Verortung der untersuchten Texte und eine kurze Erläuterung ihres Einflusses auf den medizinischen Diskurs um Intersexualität wären dennoch zweckdienlich gewesen.

Zehnder legt mit ihrer Analyse die Eigenlogik der medizinischen ‚Behandlung‘ intersexueller Körper frei. Die heterosexuelle, heteronormative ‚Verwertbarkeit‘ eines Körpers nach der medizinischen Intervention und der Ansatz der Herstellung der Kombinationslogik im intersexuellen Körper, also der Übereinstimmung der verschiedenen Dimensionen des körperlichen Geschlechts, werden als Maßgabe der Behandlung herausgestellt. Die unbestimmte Auswahl der Daten weckt Bedenken, ob aus der Analyse eine charakteristische Beschreibung des Feldes hervorgehen kann.

Insgesamt liefert die Arbeit einen gelungenen Beitrag zur Erforschung des *doing sex* (341) von Geschlechtlichkeit im medizinischen Diskurs und den Kritiken an dieser Praxis. Zehnder präsentiert eine vielseitige und vielschichtige

Analyse intersexueller Lebensrealitäten. Die Darstellung des Materials bietet sowohl grundsätzliche als auch detaillierte Einblicke in medizinkritische Diskussionen ebenso wie in den Umgang mit jenen Emotionen und Gedanken, die durch medizinische und gesellschaftliche Normen erst verursacht werden. Der Einbezug der unterschiedlichen Dimensionen des Geschlechtskörpers und ihrer Eigenlogik im Feld der Konstruktion und Repräsentation von Geschlecht gelingt Zehnder auch unter Rückbindung der eigenen Erkenntnisse an biologiekritische Arbeiten, die sich diesem weitgehend vernachlässigten Aspekt der Konstruktion von Geschlecht widmen (bspw. Schmitz, Ebeling), und der Erweiterung von Butlers Theorem um die verschiedenen Ebenen von *doing sex*. Zehnder arbeitet überdies heraus, dass die Ansicht darüber, was ein Körper ist und wie mit ihm umzugehen sei, in der Medizin und im medizinkritischen Feld stark divergiert. Sie bietet anschließend mit der transdisziplinären Forschung einen Ansatz an, der eine Verständigung beider Felder ermöglichen könnte und formuliert aus einer sozialpädagogischen Perspektive denkbare praktische Ansätze eines anerkennenden und angemessenen gesellschaftlichen Umgangs mit Intersexualität.

Caroline Günther

Auf Spurensuche – zur genealogischen Verschränkung von gender und Intersexualität

Ulrike Klöppel (2010) *XXOXY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität*. Bielefeld: transkript Verlag (698 S., 39,80 Euro).

Während Intersexualität alltagsweltlich heute immer noch relativ unbekannt ist, die meisten Menschen also nicht wissen, was sich hinter dem Begriff verbirgt, ist der Begriff *gender* mittlerweile in aller Munde. In den Massenmedien wird *gender* häufig synonym mit ‚Geschlecht‘ verwendet, wohingegen der Begriff in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen einen differenzierteren und kritischeren Einsatz findet. So bezeichnet *gender* in sozialkonstruktivistischer Manier die Geschlechtsidentität im Gegensatz zu *sex*, der manifest körperlichen Ebene von ‚Geschlecht‘. Gehandelt wird *gender* als Errungenschaft der Zweiten Frauenbewegung, als sich Feministinnen durch die Differenzierung von ‚Geschlecht‘ in *sex* und *gender* die Möglichkeit eröffneten, die Diskriminierung von Frauen als Produkt gesellschaftlich konstruierter Differenzen zu konzeptualisieren und nicht mehr länger als natürliche, in den unterschiedlichen (Geschlechts-)Körpern liegende Tatsache zu betrachten. Durch Judith Butlers Kritik an der *sex-gender*-Differenzierung, welche, anstatt die Natürlichkeit von ‚Geschlecht‘ zu unterlaufen, diese gerade durch die Differenzierung stabilisierte und fortschreibe, erhielten die in erster Linie in feministischen und *gender*-theoretischen Auseinandersetzungen geführten Diskussionen neue Impulse. Alles

in allem lassen sich diese jedoch lediglich innerhalb sozial- und geisteswissenschaftlicher akademischer Diskurse lokalisieren und situieren.

Intersexualität hingegen, verstanden als ‚nicht eindeutig geschlechtlich definierbarer Körper‘, wird der Medizin zugeordnet. Naturwissenschaftliche respektive medizinisch-biologische Diskurse entwickelten sich in der frühen Neuzeit zu hegemonialen Diskursen bezüglich der Normierung menschlicher Körper. Ihnen obliegt seither die Macht, Krankheit und Gesundheit, Norm und Abweichung zu definieren. Auch die Bestimmung der Geschlechtlichkeit des Menschen innerhalb eines Zweigeschlechtersystems unterliegt in erster Linie medizinisch-biologischen Wissensproduktionen (vgl. 49-51).

Auf den ersten Blick scheinen die Begriffe *gender* und Intersexualität also aus unterschiedlichen Wissenschaftssektoren zu kommen und auch unterschiedliche Aspekte von ‚Geschlecht‘ zu thematisieren: *gender* als gesellschaftlich konstruierte Geschlechtsidentität und Intersexualität als dem Bereich des Körpergeschlechts (*sex*) zugehörig. Dass die beiden Begriffe jedoch eng zusammenhängen, ist den wenigsten bekannt. Während Intersexualität in den letzten Jahren vermehrt in den Fokus *gender*- und *queer*-wissenschaftlicher Analysen rückte, steht vor allem eine Untersuchung der Herkunft des *gender*-Konzepts, als einer der zentralen Kategorien der akademischen Gender Studies, noch immer aus. Dieses Desiderates nimmt sich Ulrike Klöppel mit ihrer Dissertationsschrift *XXOXY ungelöst* an. Indem sie der Entstehung des *gender*-Konzepts im Kontext medizinischer Normierungen intersexueller Menschen nachgeht, begibt sie sich auf Spurensuche der genealogischen Verschränkung von *gender* und Intersexualität.

Wer sich mit Intersexualität beschäftigt, stößt schnell auf den Namen John Money, Psychologe am *Johns Hopkins Hospital* in Baltimore. Gemeinsam mit seinem Team spezialisierte er sich auf die Untersuchung von Intersexualität und entwickelte während der 1950er Jahre ein bis heute nachwirkendes Behandlungsprogramm, in dessen Zentrum eine chirurgische und hormonelle Angleichung an eines der beiden als natürlich deklarierten Geschlechter ‚Mann‘ oder ‚Frau‘ innerhalb der ersten beiden Lebensjahre steht. Dieses Behandlungsprogramm generierte er auf der Grundlage psychologischer Studien über die psychosexuelle Entwicklung von Intersexuellen, deren Ergebnis lautete, dass Geschlechtsrolle und Geschlechtsidentität nicht durch biologische Geschlechtsanlagen, „sondern durch die Geschlechtszuweisung, die Erziehung und das Körperbild geprägt würden“ (13). *Gender* als Beschreibungs- und Analysekatégorie der gesellschaftlichen Konstruiertheit von ‚Geschlecht‘ geht also nicht *per se* auf den Feminismus der 1970er Jahre zurück, sondern verweist maßgeblich auf ein psychologisches Konzept, das sich im Laufe weniger Jahre zu einer psychischen Entität entwickelte, „der als Grundbestimmung anhaftet, dass sie sozial geprägt wird und daher manipulierbar ist“ (15).

Profilieren konnte sich Moneys Konzept, weil es der Überwindung eines jahrelang anhaltenden Problems diene. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts konstatieren Mediziner_innen eine Kluft zwischen Theorie und Praxis in Bezug auf Hermaphroditismus/Intersexualität, die sich darin äußert, dass sich alles

theoretische Wissen über die Konstitution von ‚Geschlecht‘ (epistemologische Problematisierungsweise) nicht vereinbaren lässt mit der Selbstempfindung sowie der Eigenvorstellung von als intersexuell diagnostizierten Menschen (sozialregulative Problematisierungsweise). Money gelang es durch die Einführung von *gender* dieses Problem zu überwinden und den wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn sowie die Behandlungsoptimierung in ein experimentelles Dispositiv zu integrieren.

Die Herausarbeitung dieser beiden den Diskurs um Intersexualität strukturierenden Problematisierungsweisen gelingt Klöppel mit Rekurs auf Foucault, in dessen Werk verteilt sich immer wieder Beschäftigungen mit der Frage finden, „wie und warum bestimmte Dinge (Verhalten, Erscheinungen, Prozesse) zum Problem wurden“ (Foucault (1996) *Diskurs und Wahrheit. Die Problematisierung der Parrhesia*, 178). Den Fokus auf die Kontextabhängigkeit von Problemen zu richten, also „den prekären Prozess der Etablierung von Macht-Wissensformationen zu rekonstruieren, d.h. ausgehend von der Beweglichkeit der lokalen Machtspiele, die Blockaden und ihre Überwindungen, die strategischen Verbindungen und Stabilisierungen und somit die heterogenen und kontextbedingten Formierungs- und Transformationslinien eines Problems zu rekonstruieren“ (73), korrespondiert mit Perspektiven aus den Gender und Queer Studies sowie Science Studies und der Wissenschaftsgeschichte, welche den theoretischen Hintergrund von Klöppels Arbeit bilden. Im Zentrum stehen Praktiken der Konstruktion geschlechtlicher und sexueller Differenzen sowie des Normalen und Anormalen sowie die Konzeptualisierung von Wissenschaft als kontextgebundene, heterogene und materielle Praxis. Vor diesem Hintergrund und gepaart mit einer historisch-diskursanalytischen Ausrichtung können bezüglich der thematischen Schwerpunktsetzung der Arbeit Klöppels Medizin und Psychologie als „flexible[] Macht-Wissensgefüge“ (17) konzeptualisiert werden, die die Macht besitzen, Vorstellungen bzw. Wissen von ‚Geschlecht‘ und ‚Sexualität‘ zu (trans-)formieren. Theoretisch birgt diese Konzeption von Wissenschaft und wissenschaftlichen Wissensproduktionen also die Möglichkeit, Zweigeschlechtlichkeit aufzubrechen, anstatt sie zu re-/produzieren, naturalisieren und damit repressiv festzuschreiben.

Das Nachspüren und Aufzeigen von Trans-/Formationen im Spannungsverhältnis der epistemologischen und sozialregulativen Problematisierungsweise uneindeutigen Geschlechts gelingt Klöppel in ihrer fast 700 Seiten umfassenden Dissertationsschrift anhand der Analyse von medizinischen und psychologischen Fachpublikationen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – mit dem Fokus auf Publikationen von MedizinerInnen des deutschen Sprachraums wohlgermerkt – sowie deren historischer Einbettung. Besonders in Verbindung zu Schriften der Baltimorer Gruppe mit ihrer nachhaltigen Idee der manipulativen Steuerung der psychosexuellen Geschlechtsentwicklung bergen Publikationen des deutschen Sprachraums eine spannende Komponente. Denn die Erkenntnisse Moneys wurden nicht kritiklos aufgenommen. Vielmehr bedurfte es einer zehnjährigen Auseinandersetzung, bis die anfängliche Ignoranz und Ablehnung einer Anerkennung und praktischen Umsetzung wich (vgl. 590 ff). Diese Trans-/Formation zeichnet Klöppel nach anhand der Analyse zahlreicher Publikationen

unterschiedlicher Typen, z.B. Fallberichte, Forschungsberichte oder Übersichts-darstellungen, die in Monographien, Zeitschriften- und Sammelwerkbeiträgen oder in publizierten Vorträgen veröffentlicht sind (vgl. 475-545).

Abgesehen vom Wissen über Intersexualität, das von Klöppel dezidiert (re-)konstruiert wird, zeichnet sich ihre Arbeit vor allem durch die genealogische Aufarbeitung des *gender*-Konzepts aus. Gerade für solch kritische und vor allem auch selbstkritische Wissenschaftsbereiche wie die Gender und Queer Studies, die einen großen Wert auf Situierung und Kontextualisierung von Wissensbeständen legen, ist es wichtig zu wissen, woher die Kategorien, mit denen sie arbeiten, stammen. Das unreflektierte Hantieren mit einer Kategorie wie *gender*, mit deren Einführung in den 1950er Jahren genau das Gegenteil von dem bezweckt wurde, wofür spätere feministische, *gender*- und *queer*-theoretische Studien eintreten, nämlich anhand der gesellschaftlichen Gestaltungsmacht von ‚Geschlecht‘ die Natürlichkeit der Zweigeschlechterordnung als Zweikörperordnung zu stärken, stößt dann schnell bitter auf. Metaphorisch gesprochen klebt am in den akademischen Gender und Queer Studies sowie feministischen Studien oft allzu leichtfertig und selbstverständlich gebrauchten Begriff *gender* das Blut derer, die gerade durch die Verwendung desselben ‚befreit‘ werden sollen (die Konstruktion von ‚Geschlecht‘ vollzieht sich nämlich nicht ausschließlich diskursiv, sondern ganz entscheidend schmerzhaft materiell über nicht-diskursive Praktiken wie Penisamputationen und Bougieren).

Die Überwindung der epistemologischen und der sozialregulativen Problematisierungsweise scheint mir auf der Grundlage der Lektüre von *XXOXY unge-löst* nur innerhalb medizinisch-psychologischer Diskurse in der Lage gewesen zu sein, Probleme im Umgang mit Intersexualität zu lösen. Für die Betroffenen führte diese ‚Lösung‘ meiner Meinung nach eher in eine weitere Runde: Während bereits medizinischer Konsens darüber bestand, dass sie entweder Frauen oder Männer sind, wenn auch versteckt, unvollkommen oder degeneriert, so wurde ihnen von nun an bereits als Säugling ihre von Mediziner_innen auferlegte und an den jeweils gültigen Geschlechtskonzeptionen sowie medizinischen Machbarkeiten orientierte Existenzweise in die Körper unauslöschlich eingeschrieben. Zu kämpfen gilt es aus Sicht vieler Betroffener nun (neben anderen Kämpfen wie beispielsweise dem Kampf um juristische Anerkennung) um körperliche Integrität und Selbstbestimmung (vgl. 28 ff). Problematisierungsweisen gibt es also nach wie vor, und vor allem mehr als zwei. Entscheidend im Sinne von handlungsweisend sollten meiner Meinung nach die der Betroffenen sein, und dabei handelt es sich nicht (oder nur geringfügig) um epistemologische oder sozialregulative, sondern am ehesten wohl um existenzielle.

Christa Binswanger/ Andrea Zimmermann

Widerspenstigkeiten im Dialog

Christa Binswanger/ Margaret Bridges/ Brigitte Schnegg/ Doris Wastl-Walter (2009) Hg. *Gender Scripts: Widerspenstige Aneignungen von Geschlechternormen*. Frankfurt/M./ New York: Campus Verlag (280 S., 29,90 Euro).

Anne Brüske/ Isabel Miko Iso/ Aglaia Wespe/ Kathrin Zehnder/ Andrea Zimmermann (2011) Hg. *Szenen von Widerspenstigkeit. Geschlecht zwischen Affirmation, Subversion und Verweigerung*. Frankfurt/M./ New York: Campus Verlag (310 S., 34,90 Euro).

Als Mitherausgeberinnen zweier Publikationen, die im Rahmen des *Netzwerks der Graduiertenkollegien Gender Studies Schweiz* entstanden sind, treten wir hier in einen für Rezensionen unkonventionellen Dialog über die beiden im Campus Verlag erschienen Bücher *Szenen von Widerspenstigkeit. Geschlecht zwischen Affirmation, Subversion und Verweigerung* und *Gender Scripts. Widerspenstige Aneignungen von Geschlechternormen*. Diese Gesprächsform soll es ermöglichen, beide Bücher sowohl in ihrer Eigenständigkeit vorzustellen als auch das gemeinsame Erkenntnisinteresse bezüglich Widerspenstigkeit und Geschlecht zu beleuchten. Dazu stellen wir die zwei Publikationen in einen gemeinsamen inhaltlichen und theoretischen Diskussionszusammenhang, bieten jedoch auch einen Außenblick, indem jede von uns den Band des jeweils anderen Kollegs bespricht.

Beide Sammelbände sind im Rahmen der zweiten Laufzeit der Kollegien (2005-2008) entstanden. Während *Gender Scripts* ein Ergebnis des Berner Kollegs „Gender: Scripts and Prescripts“ ist, entstammen die *Szenen von Widerspenstigkeit* dem Basler Kolleg „Gender in Motion. Wandel und Persistenz in den Geschlechterverhältnissen“. Trotz unterschiedlicher thematischer Ausrichtung der Kollegien wird die gemeinsame Beschäftigung mit der paradoxen Gleichzeitigkeit von Prozessen der Subversion und Affirmation der hegemonialen Geschlechterverhältnisse deutlich: Beide Bände versuchen diese Prozesse auf je eigene Weise theoretisch zu fassen und fokussieren dabei auf den Begriff der ‚Widerspenstigkeit‘.

Neben der verbindenden thematischen Klammer finden sich aber auch wesentliche Unterschiede. In der inhaltlichen Gewichtung bestimmter Konzepte wie auch in Struktur und Auswahl der Beiträge wird die Eigenständigkeit der beiden Bände deutlich: So hat *Szenen von Widerspenstigkeit* den Kreis der Beitragenden für Gender Forscher_innen aus dem gesamten deutschsprachigen Raum geöffnet und analysiert einzelne Szenen der Reproduktion von Geschlechternormen mit Hilfe der theoretischen Konzepte Performativität, Mimesis und Mimikry. *Gender Scripts* hingegen versammelt Beiträge von Promovierenden, Mitgliedern der akademischen Trägerschaft und Gastdozent_innen des Kollegs „Gender: Scripts and Prescripts“ und fokussiert auf den Begriff des ‚Scripts‘ und

die Metapher des Palimpsests, um Wandel und Persistenz in den Geschlechterverhältnissen zu fassen.

Andrea Zimmermann zu *Gender Scripts*

Gender Scripts arbeitet anhand des ‚Script-Begriffs‘ die dialektischen Beziehungen zwischen sozialen bzw. kulturellen Geschlechternormen und deren komplexen Aneignungsprozessen im alltäglichen Handeln heraus. Mit den Metaphern des Schreibens, der Verschriftlichung und der Umschrift wird das Spannungsfeld zwischen normativen Zuweisungen durch eine Geschlechterordnung einerseits und individuellen Aktualisierungen von Geschlecht andererseits beleuchtet. Beiträge aus der Geschichte, der Sozialanthropologie, der Soziologie, der Geographie und den Literaturwissenschaften machen deutlich, dass es sich bei den einzelnen Deutungen der strukturellen Vorgaben nie nur um Reproduktionen oder Transformationen handelt, sondern gerade die komplexe Dynamik des Aneignungsprozesses herausgearbeitet werden muss, um ein tiefergehendes Verständnis aktueller Prozesse zu gewinnen. Der Begriff des ‚Scripts‘ ist gerade in dieser Hinsicht ein vielversprechendes theoretisches Werkzeug, da er sowohl die proaktiven und handlungsleitenden als auch die reaktiven und handlungsdeutenden Dimensionen dieser Prozesse anzusprechen vermag.

Der gesamte Band gliedert sich in drei thematische Sektionen:

Den Auftakt machen unter der Überschrift „Wechselwirkungen im intersektionalen Raum“ die Beiträge von Gudrun-Axeli Knapp, Bettina Büchler, Isabel Miko Iso/ Bernhard C. Schär und Katharina Thurnheer. Die Eröffnung des Bandes mit der Reflexion spannungsreicher Aneignungsprozesse von Normen entlang unterschiedlicher Achsen der Differenz ist programmatisch. Für alle Beiträge der *Gender Scripts* ist diese Berücksichtigung der intersektionalen Verwobenheit der Kategorie ‚Geschlecht‘ selbstverständlicher theoretischer Ausgangspunkt. Damit verbunden sind Forderungen nach Kontextualisierung der Analysen, Beachtung der Relationalität einzelner Analysekatgorien und die Problematik des Benennens und Nicht-Benennens solcher Kategorien; ein wesentliches Moment, das die hohe Qualität des gesamten Bandes ausmacht. Besonders erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist Büchlers überzeugendes Konzept des ‚TatOrts‘, das für eine Verräumlichung der intersektionalen Analyse plädiert.

Mit „Hegemoniale Männlichkeit(en): Normative Setzungen und widerpenstige Aneignungen“ beschäftigt sich der zweite Teil des Bandes. Während Mechthild Bereswill Männlichkeit als „Konfliktdynamik“ in den Blick nimmt und die Bedeutung verdeckter Kategorien für Konzepte der Maskulinität herausarbeitet, kommen bei Andrea Hungerbühler mit dem Beruf des Bergführers und bei Denis Hänzi mit dem Beruf des Regisseurs zwei Berufsfelder in den Blick, die als männlich geprägt gelten. Was bei Hungerbühler als Herausforderung für die empirische Forschung formuliert wird, nämlich die Verhandlung des Konzepts ‚hegemonialer Männlichkeit‘ nach Connell auch als Relationalität zwischen Maskulinität und Femininität umzusetzen, wird im vierten Beitrag

dieser Sektion von Serena Dankwa überzeugend angewendet: Sie arbeitet mit dem Konzept Maskulinität situationsbedingt, kontextbezogen und als relational hergestellt und untersucht Grenzen und Möglichkeiten von „female masculinity“ in intimen Frauenbeziehungen im urbanen Süden Ghanas.

Der dritte Teil des Bandes schließlich versammelt Beiträge zu „Konstruktionen und narrative[n] Um-Schreibungen von Geschlecht“ (183). Fokussiert wird hier auf die Interaktion zwischen Texten und vergeschlechtlichten Subjekten in Narrativen: Wie wird Geschlecht – hier vor allem: Weiblichkeit – in Erzählungen konstruiert und mit biographischen Erfahrungen in Beziehung gesetzt? Christa Binswanger verbindet in ihrer überzeugenden Analyse von Verena Stefans *Häutungen*, einem Klassiker feministischer Literatur, sozialwissenschaftliche, sexualwissenschaftliche und erzähltheoretische Ansätze. Gerade in der Zusammenführung dieser verschiedenen Zugänge lässt sich die Vielschichtigkeit der sexuellen Scripts, mit denen Stefan arbeitet, begreifen. Während sich Susanne Balmer vorwiegend mit der Strukturierung literarischer Texte durch Narrative der weiblichen Entwicklung auseinandersetzt, hebt Nathalie Peyer auf die Frage der Formulierbarkeit und Aussprechbarkeit von Erfahrungen ab. Sara Landolt zeigt in ihrem Beitrag zum Alkoholkonsum junger Menschen schließlich die Konstruktion von Weiblichkeit als komplexe Gratwanderung, die sich immer an der Grenze zu abwertenden und gefährdenden Diskursen bewegt.

Der Band schließt mit „Postscript: Ein Palimpsest“ (265). Mit diesem Abschnitt gelingt es den Herausgeberinnen, eine weitere inhaltliche Klammer aller Beiträge herauszuarbeiten. Das Palimpsest ist ein „Manuskript, dessen ursprüngliche Beschriftung von einem mit höherem Wert besetzten Text überschrieben wird“ (266). Mehrere übereinandergelagerte Textschichten gehen so eine untrennbare Verbindung miteinander ein und können nur gemeinsam oder vielmehr die eine durch die andere hindurch entziffert werden. Der Vorschlag, die Arbeit mit der Metapher des Palimpsests theoretisch und praktisch weiterzuverfolgen, ist aus mehreren Gründen überzeugend: Mit ihr wird nicht nur die Reflexion der Intersektionalität von Geschlecht als Wechselspiel vieler Dominanzverhältnisse, sondern auch die vielschichtige Relation zwischen Geschlechternormen und individuellen Aktualisierungen benennbar und theoretisierbar.

Christa Binswanger zu *Szenen von Widerspenstigkeit*

Das Konzept des Bandes *Szenen von Widerspenstigkeit* lässt sich leiten von der Frage, was der Begriff der Widerspenstigkeit in Bezug auf Geschlecht leisten kann. Wie auch *Gender Scripts* geht diese Publikation von der Frage nach der paradoxen Gleichzeitigkeit von Persistenz und Wandel und nach vielschichtigen Dynamiken dieser Paradoxie aus, fokussiert aber stärker auf Irritationen und Unbehagen von Geschlechterordnungen und betont mit Erving Goffmans Begriff der ‚Szene‘ den performativen Aspekt der Herstellung von Geschlecht. Drei analytischen Konzepten wird hier besondere Aufmerksamkeit gezollt: Performativität, Mimesis und Mimikry. Dabei wird auch angesprochen, dass

sich die Konzepte mitunter überlagern oder in unterschiedlichen theoretischen Kontexten verschieden aufgeladen sind – besonders deutlich etwa im Fall des Begriffs der ‚Mimikry‘.

Szenen von Widerspenstigkeit ist mit Beiträgen aus den Disziplinen Soziologie, Psychologie, Literatur, Geschichte, Pädagogik, Theologie und Kulturwissenschaft bestückt, die mit Gender Studies und Queer Studies produktiv verwoben werden. Um die unterschiedlichen Perspektiven und die für sie spezifischen Fragestellungen miteinander zu verknüpfen, ist im zweiten Teil des Buches innerhalb der thematischen Unterkapitel jeweils ein Dialog zwischen den Beitragenden eingefügt. Die Form hierfür haben die Beteiligten selber gewählt, sei es eine Briefform oder gemeinsam formulierte Reflexion. Dies ist eine echte Bereicherung, weil so eine Möglichkeit geboten wird, das Gelesene aus einer weiteren Perspektive zu beleuchten, oder auch Grenzen und Durchlässigkeit disziplinärer Lesarten expliziter zu reflektieren – ein nach wie vor zentrales Thema innerhalb der Geschlechterforschung. Auffällig in *Szenen von Widerspenstigkeit* ist etwa, dass vor allem Mikro-Prozesse beschrieben werden. So arbeitet Melanie Plößer in ihrem Artikel zu Judith Butlers Begriff der ‚Performativität‘ beispielsweise mit einer kleinen, im jugendpädagogischen Bereich erlebten Szene, die zur Illustrierung einer umfangreichen theoretischen Debatte herangezogen wird.

Ebenfalls stark gewichtet sind emotionale Aufladungen von ‚Szenen‘. Dies zeigt sich etwa in den Lektürebewegungen Ruth Hess‘ zu zwei Texten von Joseph Ratzinger wie auch in Anne Brükses Analyse von Houellebecqs *Les Particules élémentaires*: Ihre pointierten Lektüren ‚gegen den Strich‘ im Sinne einer Intervention gegen bestimmte, herkömmliche Lesarten lassen die emotionale Aufladung auch der Analyseleistung sichtbar werden. Wenn auch gegenüber sehr unterschiedlichen Institutionen – einerseits der *Katholischen Kirche*, andererseits dem konventionellen Literaturbetrieb – erweisen sich die Verfasserinnen als widerspenstige Interpretinnen. So tragen sie der Bemerkung in der Einleitung Rechnung, dass die Geschlechterforschung selbst bisweilen widerspenstig erscheint. Da beide Beiträge theoretisch fundiert argumentieren, ist ihre Interpretation und ‚widerspenstige Aneignung‘ von Texten eine wahre Freude!

Eine weitere zentrale Denkfigur in *Szenen von Widerspenstigkeit* ist Widerspenstigkeit als eine Bewegung zwischen Affirmation, Subversion und Verweigerung, die *nie stillzustellen* ist. Hat *Gender Scripts* stärker auf den Aspekt der Schrift, Vor-Schrift, Um-Schrift und deren zeitweilige Festschreibungen fokussiert, führt das Augenmerk auf die ‚Szenen‘ dazu, dass Prozesse der Herstellung von Geschlecht als nie zu beruhigende Bewegung gedacht werden. Dies wird beispielsweise in der Analyse des zeitgenössischen Theatertextes *Nordwärts* von Langenegger durch Andrea Zimmermann oder auch in der Analyse von Intersex-Chat-Foren durch Kathrin Zehnder besonders greifbar, da die Darstellungsmedien selbst sehr viel Dynamik aufweisen. Im Beitrag von Julia Riegler, der in drei Fallbeispielen dem von Frauen geschilderten Schmerz beim Koitus nachgeht, stimmt hingegen die Persistenz des Schmerzes und die meist lang anhaltende Schwierigkeit seiner Überwindung als zumindest sehr ambivalente Form von Subversion eher nachdenklich.

Insgesamt wird eine breite Palette von Beiträgen vereint – die zwar unterschiedlich stark theorieorientiert argumentieren, die sich aber alle produktiv mit Geschlecht und Widerspenstigkeit auseinandersetzen.

Dialogisches Fazit

Was die beiden Publikationen *Szenen von Widerspenstigkeit* und *Gender Scripts* verbindet, ist die Annahme, dass sich Affirmation und Subversion nie als einfache Kontrastierung fassen lassen. Was in den *Szenen von Widerspenstigkeit* in der Figur der nie stillzustellenden Widerspenstigkeit zum Ausdruck kommt fasst *Gender Scripts* in der Metapher des Palimpsests, bei dessen Deutung nie von vornherein klar sein kann, welches Script sich durchsetzt und größere Wirkmächtigkeit erlangt. Die Metapher des Palimpsests bietet somit eine Möglichkeit, Kontingenz sowie plötzliche, manchmal unvorhersehbare Kippmomente von Machtgeometrien in den Geschlechterordnungen und -verhältnissen theoretisch zu fassen. Beide Publikationen betonen die Notwendigkeit historischer und geographischer Kontextualisierung, um Fragen von Persistenz und Wandel in den Geschlechterverhältnissen nachzugehen. Insofern nehmen *Szenen von Widerspenstigkeit* vieles auf, was in *Gender Scripts* bereits präsent ist. Sie schreiben aber auch vieles neu – als ein in der theoretischen Auseinandersetzung mit Geschlecht nie stillzustellender Prozess der produktiven und kreativen Auseinandersetzung mit Scripts – seien sie theoretischer, empirischer oder fiktionaler Art.

Rezensionen zum Thema
'Feminismen – Bewegungen und Theorien'

Nina Allweier

Von Olympe de Gouges zu Donna Harraway: Ein Streifzug durch die Entwicklung des Feminismus anhand programmatischer Schriften.

Gudrun Ankele (2010) Hg. *absolute Feminismus*. Freiburg: orange-press (224 S., 18,00 Euro).

Wenn man heute Frauen und Männer befragen würde, welche Person sie spontan mit dem Begriff ‚Feminismus‘ assoziieren, so würde die Antwort mit hoher Wahrscheinlichkeit Alice Schwarzer lauten. Sie hat wie keine andere der deutschen feministischen Bewegung ein Gesicht gegeben, als Verlegerin, Chefredakteurin und Journalistin, als überzeugte Feministin der zweiten Generation, jüngst als Berichterstatteerin des Kachelmann-Prozesses. Sie ist diejenige, die als Talkgast geladen wird, geht es mal wieder um Themen wie ‚Frauen und Beruf‘ oder ‚Kopftuch – ja oder nein?‘ Ob im Fernsehen, im Radio oder bei Podiumsdiskussionen: Alice Schwarzer steht für *den* Feminismus, ob als Identifikationsfigur oder Schreckgespenst.

Dass dieser *eine* Feminismus jedoch gar nicht existiert, dass es vielmehr verschiedene Strömungen, ja Feminismen gibt, deren Akteur_innen (die Schreibweise erfolgt in Anlehnung an das hier rezensierte Buch, 22) so heterogen waren, wie ihre Ziele und ihre Kritiker_innen, will der von Gudrun Ankele herausgegebenen Band *absolute Feminismus* zeigen. Demnach ist Alice Schwarzer nur *eine* Figur der feministischen Bewegung. Die Entwicklung des Feminismus setzt nicht erst in den 1970er Jahren ein, sondern seine Wurzeln liegen bereits im 19. Jahrhundert. Ferner war die Entfaltung dieses Feminismus durchaus kein linearer Prozess, sondern ist von Brüchen gekennzeichnet. Das bei dem Freiburger Verlag orange-press erschienene Buch zählt zu der von Klaus Theweleit betreuten *absolute*-Reihe, die Schlüsseldiskurse der Gegenwart anhand von kommentierten Originaltexten auf jeweils 224 Seiten vorstellen möchte.

Mit dem Thema ‚Feminismus‘ betritt Ankele kein neues Parkett. Viel ist bereits ge- und beschrieben worden, häufig jedoch mit den Scheuklappen der jeweiligen fachlichen Forschungsparadigmen. *Absolute Feminismus* streift verschiedenste Aspekte mit interdisziplinärem Blick, wobei es allerdings bei einem ‚Streifzug‘ bleibt. Denn im Zentrum des Bandes stehen programmatische Schriften und Manifeste, die teils von konstitutiver Bedeutung für feministische Bewegungen waren, teils abseits des klassischen feministischen Kanons verfasst wurden. Die Bandbreite dieser partiell erstmals übersetzten Originaltexte deckt dabei philosophische, politische, aber auch künstlerische Konzeptionen von 1405 (Christine de Pizan) bis heute ab.

Anders als erwartet sind die Texte nicht chronologisch, sondern thematisch gegliedert, was einen rascheren Einblick in Kontinuitäten und Brüche innerhalb feministischer Diskurse teils über Jahrhunderte hinweg ermöglicht. In vier sogenannten „Moves“ arbeitet Ankele „entscheidende Etappen in der Geschichte

des Feminismus“ (155) auf und liefert jeweils in einer mehrseitigen Hinführung knappe gesellschaftspolitische und mentalitätsgeschichtliche Hintergründe sowie Problematisierungen feministischen Ideenguts, die der Kontextualisierung der folgenden Texte dienen.

Eingeleitet wird der Band durch ein mehrseitiges Gespräch von „diestandard.at“ mit drei Frauen aus Politik, Journalismus und Philosophie sowie Gudrun Ankele zum Thema „Feminismus heute?“ (6-17). Bereits hierin werden die unterschiedlichen Positionen feministisch interessierter und aktiver Frauen deutlich: Während Ankele beispielsweise die mediale Inszenierung von Charlotte Roche als Feministin durchaus als begründet ausweist, weil Roche eben ein ganz individuelles feministisches Verständnis offenbare, disqualifiziert Elfriede Hammerl Roches Buch *Feuchtgebiete* als wenig feministisch; zu groß sei die Bereitschaft der Protagonistin „zur Selbstverstümmelung und zum Leiden“ (10). So zeigt sich schon im Auftakt des Bandes: Eine homogene feministische Bewegung gibt es nicht.

„Move I“ (20-67) thematisiert die Subjektivierung und Kollektivierung von Frauen. Er umfasst Texte von Olympe de Gouges, die als erste Frau die Bürgerrechte als ‚Männerrechte‘ entlarvte und diesen die *Déclaration des droits de la femme et de la citoyenne* entgegenstellte, der afro-amerikanischen Bürgerrechtlerin und Feministin Sojourner Truth, der Anarchistin Emma Goldman, der Malerin Mina Loy, deren *Feministisches Manifest* eine Frau ohne Verpflichtungen und Abhängigkeiten skizziert, der Künstlerin Valie Export sowie Pauline Boudry und Renate Lorenz.

Der folgende Abschnitt „Move II“ (68-109) beschäftigt sich mit den teils utopischen Konzepten und Zielvorstellungen, mit Räumen und Welten für Frauen anhand der Schriften von Christine de Pizan, der Philosophin Helene Druskowitz, die eine Separierung der Geschlechter fordert, sowie Valerie Solanas. Auch Monique Wittig, deren Ansatz eines ‚lesbischen Schreibens‘ den Phallogozentrismus sprachlich zu bezwingen versucht und gleichzeitig die Basis für die in den 1970er Jahren insbesondere durch Hélène Cixous geprägten Überlegungen zu einer *écriture féminine* darstellt, ist durch ihren Text *Die Verschwörung der Balkis* vertreten. Der Teil endet mit Betrachtungen der künstlerischen Arbeit der *Guerrilla Girls*, einer anonym operierenden Künstlerinnenvereinigung, und Kathleen Hannahs von der amerikanischen Band *Bikini Kill*, die sich nun an Mädchen wenden und zu mehr Selbstvertrauen auffordern.

Körper und Sexualität stehen im Zentrum des „Move III“ (110-147). Die Auswahl der Texte zu diesem Kapitel reicht von Valentine de Saint-Point, die in ihrem *Futuristischen Manifest* die Frau zu einer Besinnung auf ihre Instinkte und Triebe aufruft, über Audre Lorde bis zu Virginie Despentes, deren *King Kong Girl* als Korrektur ihres männlichen Pendants, Symbolfigur eines die weiblichen Bedürfnisse negierenden patriarchalischen Begehrens, zu verstehen ist. Des Weiteren werden Texte und Arbeiten von Anni Sprinkle/Elizabeth M. Stephens, deren Aktivität für eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen von Pornodarstellerinnen den so genannten ‚Post Porn Politics‘ Vorschub leisten, und Texte des *queer*-Performers Tim Stüttgen analysiert.

Abgeschlossen wird der Band (148-213) durch den Komplex „Auflösbarkeit von Identität als Ausgangspunkt für den Entwurf neuer Gemeinschaften“ (155) und die Schriften von Claude Cahun, Pseudonym der Künstlerin Lucy Schwob, welche die Pejoration von Gendergrenzen in Form von Maskerade fotografisch inszenierte, und schließlich der Psychoanalytikerin Joan Riviere, Donna Haraway, deren *Manifest für Cyborgs* die Schnittstellen von Mensch und Maschine diskutiert, der *queer*-feministischen Philosophin Beatriz Preciado, Judith Butlers und der österreichischen Band *Gustav* alias Eva Jantschitsch.

Obleich das Buch durch seine thematische Bündelung der Originaltexte und die jeweiligen kontextualisierenden Einleitungen der Autorin die Leserin und den Leser bei der Hand nimmt, erschließen sich mir die Auswahlkriterien der Schriften nicht: Es wurden Texte berücksichtigt, die fernab eines feministischen Kanons entstanden (*Guerrilla Girls*, Mina Loy) oder aber zu Unrecht in Vergessenheit geraten sind (Helene Druskowitz) genauso wie solche, die Eingang in universitäre Lehrpläne gefunden haben (Christine de Pizan, Olympe de Gouges, Judith Butler). Der Anspruch radikale feministische Manifeste zu versammeln wird zudem durch Texte gebrochen, deren Brisanz sich eher aus epochenspezifischen Normativen ergibt (Valentine de Saint-Point, bei der sich gleichzeitig die Frage stellt, inwiefern diese feministisch agierte) oder durch solche, die wenig radikal erscheinen (*Gustav*). Die einordnenden und kommentierenden Vorbemerkungen Ankeles sind infolge der getroffenen Auswahl größtenteils darum bemüht, die partiell zeitlich weit auseinander liegenden Schriften in eine Entwicklungslinie zu stellen. Dieses Unterfangen bleibt aufgrund der Vielzahl an Texten und der großen Zeitspanne, in der sie entstanden, rudimentär: Begriffliche Unschärfe und historische Lückenhaftigkeit (insbesondere bezüglich der Beschreibungen der ersten bürgerlichen Frauenbewegung; 23-25) sind die großen Minuspunkte dieses Buches. Für all diejenigen, die sich lediglich einen Überblick über die verschiedenen Feminismen und die sie prägenden Originaltexte verschaffen wollen, ohne dabei in definitorische Tiefe vorzustößen, für thematische Einsteigerinnen und Einsteiger oder solche, die auf Übersetzungen feministischer Manifeste gewartet haben, ist *absolute Feminismus* ein Zugewinn.

Jenny Warnecke

„Da steht es in gräßlicher Wahrheit.“ (237) Leiden und Hoffen der großen Frauenrechtlerin Louise Otto

Irina Hundt (2010) *Forschungen zur Schriftstellerin, Journalistin, Publizistin und Frauenpolitikerin Louise Otto-Peters (1819-1895). Louise Otto-Peters Jahrbuch III/2009*. Hg. Johanna Ludwig/ Susanne Schötz/ Hannelore Rothenburg. Louise Otto-Peters Gesellschaft e.V. Leipzig. Beucha/ Markkleeberg: Sax Verlag (328 S., 19,80 Euro).

„Von allen Seiten nur Quälendes, Sorgenvolles, nur immer wieder die Zerstörung einer Hoffnung oder Aussicht“ notiert Louise Otto am 3. Februar 1854 in ihrem Tagebuch (164) und zwei Wochen später: „Ich kann nicht arbeiten vor Kälte u. Sorgen“ (17. Februar 1854, 166). So wird man unvermittelt mit den existenziellen Nöten des Alltags der berühmten Frauenrechtlerin Louise Otto konfrontiert. Neben der Geldnot, dem Frieren und der von Eifersucht zerfressenen Liebesgeschichte muss die unermüdliche Schriftstellerin eine ungeliebte Tante ertragen, die in ihrer Stube sitzt und sie vom Schreiben abhält; „wann werd’ ich da einmal Erlösung finden?“ (13. Februar 1854, 165). Das ist ein authentisches und überraschendes Moment in dieser voluminösen Edition.

Irina Hundt hat die Handschriften von Louise Ottos Tagebüchern aus den Jahren 1849-1857 transkribiert und unter dem Titel *Im Streben ‚nach Einfluß aufs Ganze‘* herausgegeben, die heute im *Archiv des Deutschen Staatsbürgerinnen-Verbandes e.V.* in Berlin liegen. Hundt führt in einem umfangreichen Vorwort thematisch in das Leben und Wirken der Frauenrechtlerin ein. Das Tagebuch ist mit einem ausführlichen Personenregister versehen, über das man die Netzwerke Louise Ottos gezielt verfolgen kann. Das Ortsregister ermöglicht die Rekonstruktion ihrer Mobilität. Neben einer fundierten Bibliografie enthält das Buch 22 Abbildungen. Das Faksimile einer eng beschriebenen Tagebuchseite von Louise Otto (107) lässt den Umfang der Arbeit erahnen.

Louise Otto-Peters ist die Ikone der ersten Frauenbewegung. Als Autorin zahlreicher Romane, z.B. *Schloß und Fabrik* (1846), war sie Sprachrohr der beginnenden Frauenrechtsbewegung im 19. Jh. und Gründerin des ersten *Deutschen Frauenvereins*. Louise Otto war bekannt für die Klarheit ihres Sendungsbewusstseins, mit der sie die „Gleichberechtigung u. Selbständigkeit“ für Frauen bereits 1843 einforderte. Als junge Frau stand sie im Zentrum der Diskussion für die Beteiligung von Frauen am politischen Leben, in einer Zeit, in der ein Wahlrecht für Frauen im Deutschen Bund selbst für die liberalsten Demokraten noch kein Thema war. Mit visionärem Selbstbewusstsein vertraute sie damals 23-jährig ihrem Tagebuch an: „Noch ahnt niemand, daß ich bei all meinem Thun die Erhebung meines Geschlechts im Auge habe“. Diesem Thema widmete sie sich in Tageszeitungen, in ihrer eigenen *Frauen-Zeitung* mit dem Motto „Dem Reich der Freiheit werb’ ich Bürgerinnen“ und in ihren Romanen. Louise Otto hatte in der geschlechterspezifisch demokratisch organisierten Deutschkatho-

lischen Gemeinde viele Freunde, wie eine umfangreiche Korrespondenz belegt. Vor diesem Hintergrund erwartet man eine selbstbewusste Kämpferin. Gerade deswegen frappiert die Innensicht auf das Leiden, das nun zu Tage tritt. Louise Otto hat ihr Tagebuch nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, wie andere Chronisten der Revolution oder ironische Biografen wie Ludwig Börne. Für Louise Otto ist das Tagebuch der protestantische Beichtstuhl, der Ort, dem die selbstdisziplinierte Publizistin ihre Alltagssorgen anvertraut. Ottos Tagebuch liefert eine Gegenerzählung zum Bild der Bürgerlichkeit einer erfolgreichen Schriftstellerin.

Als eine der ersten bürgerlichen Frauen verdiente sie selbständig ihren Unterhalt mit Schreiben und lebte in den Anfangsjahren am Rande des Existenzminimums. Das Warten auf Honorare und die Klagen über nicht oder schlecht bezahlte Texte ziehen sich wie ein roter Faden durch ihre Aufzeichnungen. Sie erweist sich als zäh, wenn sie trotz Arbeitsunfähigkeit durch Liebeskummer und Kälte notiert: „[A]ber der Roman soll noch im Winter fertig werden“ (17. Februar 1854, 166).

Das Tagebuch dokumentiert ihre schmerzhafteste Sehnsucht nach ihrem Geliebten August Peters, der als Freischärler in Dresden und Chemnitz gekämpft hat. Nach der Verteidigung von Rastatt im letzten Kampf der Reichsverfassungskampagne 1849 verbrachte der demokratisch gesinnte Peters sieben Jahre im Kerker, um ihn als gebrochener Mann wieder zu verlassen. Während Otto bereit war, nach dem Vorbild der Johanna von Orleans ihre revolutionäre Mission mit sexueller Askese zu verbinden, hatte August ein Liebesverhältnis mit einer verlobten Frau. Nachdem Louise und August sich zum ersten Mal begegnet waren, verwarf Louise ihre asketischen Grundsätze und ein zermürbender Kampf um die alleinige Liebe von August begann. „So kann er mich doch nicht ganz verstoßen u. ich lasse ihn nicht wenn er nicht gewaltsam mich wegschleudert! O Du der Du so uns zusammen geführt, heile ihn von dieser Versuchung, laß die Treue siegen u. die Tugend!“ (4. Oktober 1857, 247). Ihr Warten auf Briefe quält sie: „Mir ist immer noch so wüst wie neulich. Wenn nur endlich ein Brief des Geliebten käme!“, notiert sie am 15. Mai 1855 (202) in ihr Tagebuch. Einen Gefängnis-Besuch dokumentiert sie: „wie drückte u. küsst er meine Finger durch das Gitter, wie leuchteten seine Blicke von süßer Liebe“ (2. Juli 1854, 179).

Verzweifelte Eintragungen im Tagebuch („Von allen Seiten im Stich gelassen“, 6. Februar 1857, 235) – oft kombiniert mit inbrünstigen Stoßgebeten („O gütiger Himmel! Bestrafe mich nicht“, ebd.) – wechseln mit hastigen und knappen Zeilen über ihre illegale Unterstützung von politischen Häftlingen und sonstige demokratische Aktivitäten. Ihre Verpflichtung zu bedingungsloser politischer Selbstaufopferung mutet sie auch anderen zu. Wer nicht im Kerker war, kann ihrer Auffassung nach kein aufrechter Demokrat gewesen sein – schwach ist in ihren Augen, wer das Exil dem Kerker vorzieht. Das impliziert eine gnadenlos anmutende Härte auch gegenüber anderen Ehefrauen, die ihre im Kerker sitzenden Männer herbeisehnen. Statt der demokratischen Sache zu entsagen, um dem Kerker zu entkommen, rät Louise Otto zu aufrichtender Lektüre eines

politischen Märtyrers, „das wird (...) sie vielleicht wieder würdiger denken lehren“ (26. Oktober 1850).

Die zweite quälende Beziehung unterhält Louise Otto zu ihrer Freundin Auguste Scheibe.

Zwischen Auguste u. mir sind wieder einmal alle Dämonen los. – ich glaubte Vorwürfe in ihren [sic!] vorletzten Brief in den „Geständnissen“ zu finden u. antwortete in Verzweiflung – u. heute antwortet sie mit Eiseskälte – ich weiß nicht wie ich das wieder gut machen soll! (28. November 1850, 87)

Wegen aufkommender politischer Differenzen muss Louise Otto harte Kritik von ihrer geliebten Freundin einstecken. Nach dem großen Streit kommt es zu einer Annäherung, bei der Louise jedoch auf die „früheren Zärtlichkeiten“ „verzichten“ (April 1852, 126) muss, und es nach langen Annäherungsversuchen zum Bruch kommt: „Es ist schade um sie – aber es muß enden! –“ (16. August 1854, 183). Im Buch gibt es zahlreiche Andeutungen auf eine leidenschaftliche Frauenliebe, auf die im Vorwort nicht eingegangen wird.

Louise Otto vertritt klare Standpunkte und bezieht damit auch Stellung gegen Frauen, die ihrer Meinung nach der Frauenbewegung schaden. Ihre Lieblingsfeindin ist Louise Aston, die sie herzlich verachtet und froh ist, sie bei ihren gemeinsamen Bekannten, den Verlegern Wellers nicht zu treffen (das bereits von Germaine Goetzinger veröffentlichte Zitat kann nun aus dieser Quelle zitiert werden).

Ein durch August Peters' „zaubersüße(...)“ (233) Briefe immer wieder genährter Optimismus und die Unterstützung durch Freunde, die ihr den Rücken stärken, führen Louise Otto aus dem Tal der Sorgen:

Noch ist der Geliebte im Gefängniß – noch hab ich für dies Jahr keine Aussicht auf hinreichenden Verdienst – aber ich habe auch nicht viel Schulden u. will die Hoffnung auf Verbesserungen nicht aufgeben, da sich ja immer Alles wieder zum Guten gestaltet hat. (25. März 1854, 170)

Ihre Liebe verleitet sie zur Selbstaufgabe und zur Unterwerfung.

Ich bin besser, milder u. weiblicher geworden. Es fehlt mir noch Viel Ihn werth zu sein – aber ich ringe danach es zu werden. Und so befehl ich mich Dir meinem Gott mit diesem Herzen u. streben. Ich danke Dir für Deine Führung – u. will in die Kirche gehen Dir dort zu danken! –

schrieb die begeisterte Revolutionärin Louise Otto am 31. Dezember 1853 (161) demütig in ihren Jahresrückblick. Ein Spagat, den man aus heutiger Sicht nur schwer nachvollziehen kann und der Clara Zetkin und Teile der Louise Otto-Rezeption im 20. Jh. dazu verleitet hat, Louise Ottos Radikalität zu unterschätzen. Die Edition der Tagebücher ist eine Fundgrube für die weitere Louise Otto-Forschung. Der schwer zu bewältigende Alltag, die finanzielle Not und die

(Liebes-)Sorgen, die wie „ein krächzender Unglücksvogel“ (236) über ihr kreisen, werden sichtbar und zeigen, was sie mit ihrer ungeheuren Produktivität und einem breiten UnterstützerInnen-Netzwerk bewältigt. Diese Perspektive stand der Forschung bisher nicht zur Verfügung.

Claudia Seeling

Marie von Ebner-Eschenbach – Einladung zum (Wieder-)Lesen!

Marianne Henn (2010) *Marie von Ebner-Eschenbach*. Erlangen: Wehrhahn-Verlag (139 S., 14,80 Euro).

In der von Alexander Košenina (Universität Hannover), Nikola Rossbach (Universität Darmstadt) und Franziska Schößler (Universität Trier) herausgegebenen, *Meteore* genannten Biografie-Reihe, ist als Band 3 der Titel *Marie von Ebner-Eschenbach* von Marianne Henn erschienen. Neben Wolfgang Hilbig (Birgit Dahlke), Johann Karl Wezel (Jutta Heinz) oder Hedwig Dohm (Gaby Pailer) und Hilde Domin (Vera Viehöver) stellt Marie von Ebner-Eschenbach einen der ‚Meteore‘ des 17. bis 21. Jahrhunderts dar, denen sich die Reihe widmet. Acht Bände sind bereits erschienen. Das auf Goethe zurückgehende Verdikt über den Dichter Jakob Michael Reinhold Lenz, er sei nur ein vorübergehender Meteor, haben die drei HerausgeberInnen zum Motto der Reihe gewählt, um Persönlichkeiten zu porträtieren, die literaturgeschichtlich zwar präsent waren, aber in noch keiner Beschreibung eingehend gewürdigt werden. Die einzelnen Bände verbinden Lebensgeschichte mit Werkdarstellungen und -analysen auf der Grundlage des aktuellen wissenschaftlichen Kenntnisstandes. Knappheit und Präzision zeichnen alle AutorInnenbücher aus, die sich an Studierende, Lehrende sowie die interessierte Öffentlichkeit richten und eine solide erste Orientierung über eine Schriftstellerin bzw. einen Schriftsteller bieten.

Jeder Band beschreibt Leben und Werk einer im Prozess der Kanonisierung nicht ausreichend gewürdigten Persönlichkeit. Marianne Henn, die im Rahmen der historisch-kritischen Ebner-Eschenbach-Ausgabe für die Dramentexte verantwortlich war, widmet sich der österreichischen Schriftstellerin. Marie von Ebner-Eschenbach (1830–1916) gilt zwar als eine der bedeutendsten Autorinnen des 19. Jahrhunderts, ihre Texte werden aber als verstaubt und traditionell bezeichnet, zum großen Teil sind sie auch in Vergessenheit geraten. In ihrer Werkbiografie stellt Henn heraus, dass Ebner-Eschenbach mehr war als nur die konventionelle Erzählerin, als die sie gerne bezeichnet wird, und dass ihre Texte mehr zu bieten haben als einen sozialkritischen Impetus. Dabei geht Henn strikt chronologisch vor und orientiert sich am Werdegang der Autorin und der Entwicklung ihres Werks. Jedem Kapitel, beginnend mit „Kindheit und Jugend einer Baroness“ (Kapitel 1) über „Die dramatische Dichterin“ (Kapitel 3) und

„Die große Erzählerin“ (Kapitel 6) bis zu „Die letzten Werke – Rom – Ehrungen“ (Kapitel 9), ist ein Aphorismus Ebner-Eschenbachs vorangestellt.

Die aus einem alten Adelsgeschlecht stammende und in „fast fünfzigjähriger Ehe“ (103) mit ihrem Vetter Moritz von Ebner-Eschenbach (1815–1898) verheiratete Autorin kam als Marie Freiin Dubsy auf Schloss Zdislawitz bei Kremsier in Mähren, heute Tschechien, zur Welt. Dort hat „sie in der Kindheit einen Großteil des Jahres verbracht“ (8) und an diesen Ort zog es Ebner-Eschenbach zeitlebens hin zurück. In Anlehnung an die Autobiografie *Meine Kinderjahre* schildert Henn Begabung und Wissensdrang des Kindes und der Jugendlichen, die darin von der zweiten Stiefmutter Gräfin Xaverine Kolowrat-Krakowsky unterstützt wurde, mit der ein „progressiver, kunstbegeisterter Geist in das Haus Dubsy“ (12) zog. Nicht nur das Wiener Burgtheater, auch die eigene Lektüre klassischer Werke von Schiller, Goethe, Kleist oder Shakespeare beeindruckten das junge Mädchen.

Dichterische Versuche hat Ebner-Eschenbach bereits früh unternommen. Ihre Stiefmutter sandte einige davon an Franz Grillparzer, der darin unverkennbare Spuren von Talent entdeckte und neben Betty Paoli und Louise von François zu Ebner-Eschenbachs Ratgebern zu zählen ist. Als Ebner-Eschenbach ihrem Mann berufsbedingt nach Klosterbruck in Mähren folgte, entstand dort ihr Erstlingswerk *Aus Franzensbad*, „das 1858 ohne Verfassernamen veröffentlicht und von der Kritik nicht beachtet wurde“ (21).

Schon zu dieser frühen Zeit begann sich Ebner-Eschenbach mit dem historischen Drama auseinanderzusetzen. In der Phase ihres „dramatischen Schaffens“ verfasste sie neben ihren historischen Jambentragödien auch zwei Künstler- und zwei Gesellschaftsdramen sowie sieben Lustspiele“ (31). Misserfolge und negative Erfahrungen mit den Kritikern führten dazu, dass sich Ebner-Eschenbach vom Drama ab- und der Prosa zuwandte.

Henn zeigt anschaulich, wie sich das Unverständnis der unmittelbaren Umgebung auf die schriftstellerische Tätigkeit der Adelligen auswirkte, wie sie das Schreiben, das für sie eine „Lebensnotwendigkeit“ (45) war, verleugnen musste und wie sie von Selbstzweifeln und physischen Leiden geplagt wurde. Trotz den von Henn treffend geschilderten, Ebner-Eschenbachs Stand und ihrem Geschlecht geschuldeten Widerständen, hat sich die Autorin zu Lebzeiten nahezu gar nicht dezidiert zur Frauenfrage geäußert.

Mit 42 Jahren „veröffentlichte Ebner-Eschenbach (...) das erste unter eigenem Namen erschienene Prosawerk“ (49), das Märchen *Die Prinzessin von Banalien*. Wenig später erschien der erste Band mit Erzählungen und 1876 *Božena*. Den „ersten großen und bleibenden Erfolg“ (55) erzielte die Autorin allerdings erst 1880 mit ihrer Erzählung „Lotti, die Uhrmacherin“, was eine fruchtbare Zusammenarbeit mit der von Julius Rodenberg herausgegebenen *Deutschen Rundschau* nach sich zog. Anfang der 1880er Jahre etablierte sich Ebner-Eschenbach im Literaturbetrieb mit den *Neuen Erzählungen*, gefolgt von den *Dorf- und Schloßgeschichten*. In dieser Phase erschienen ihre berühmt gewordenen Erzählungen wie „Krambambuli“ und „Das Gemeindegeld“.

Im Kontext all dieser Veröffentlichungen leistete der FreundInnen- und Bekanntenkreis Ebner-Eschenbachs wertvolle Dienste als RatgeberInnen und

erste KritikerInnen, darunter Ida von Fleischl-Marxow, Betty Paoli und Louise von François ebenso wie Ferdinand von Saar, Paul Heyse und Hieronymus Lorm, um nur einige zu nennen.

Henn schildert Ebner-Eschenbachs weitere literarische Erfolge wie auch Misserfolge, die die 1880er und 1890er Jahre neben persönlichem Leid prägten, da einige Personen aus ihrem näheren Umfeld aus dem Leben schieden. So auch ihr Mann Moritz im Januar 1898, der nicht mehr miterlebte, wie Ebner-Eschenbach als erste Frau mit der Verleihung des Ehrendoktorats der *Universität Wien* ausgezeichnet wurde.

Erst im letzten Kapitel allerdings kommt Henn dezidiert auf historische Ereignisse zu sprechen, wenn sie schildert, wie Ebner-Eschenbach nach dem Attentat von Sarajewo und dem Beginn des Ersten Weltkriegs „ängstlich die Ereignisse“ verfolgte (117). Sie, die „das Ende des Ersten Weltkriegs und der Monarchie nicht mehr“ mitbekam (119), zeigt sich in ihren Tagebüchern, Aphorismen und besonders in ihrem poetischen Werk als aufmerksame Beobachterin ihrer Zeit. Diesem Aspekt hätte der Band, der ein ereignisreiches Leben und vielfältiges Werk sowie die biografischen und historischen Zusammenhänge vor dem Hintergrund der Donaumonarchie präsentieren möchte, durchaus mehr Platz einräumen dürfen.

Die literarischen Texte Ebner-Eschenbachs werden von Henn in aller Komplexität und Mannigfaltigkeit, sowohl Gattung als auch Stil betreffend, vorgestellt und analytisch auf einem wissenschaftlich hohen Niveau kommentiert, speziell dann, wenn auf besondere Kennzeichen der Texte wie beispielsweise Ironie aufmerksam gemacht wird. So wird Henn einem bisher unterschätzten Merkmal, der literarästhetischen Qualität der Arbeiten Ebner-Eschenbachs, in besonderer Weise gerecht. Gerade dadurch zeigt Henn, dass dieses Werk auch heutigen LeserInnen etwas zu sagen hat.

Henns *Meteore*-Band leistet einen bemerkenswerten Beitrag dazu, sowohl professionelle als auch nicht-professionelle LeserInnen an die Lektüre heranzuführen und bestenfalls auch eine erneute wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Texten Marie von Ebner-Eschenbachs anzuregen und somit die Loslösung vom traditionellen Bild über die Autorin voranzutreiben. Wertvoll dabei ist nicht nur die von Henn besonders hervorgehobene Gattungs- und Themenvielfalt dieser Autorin sowie die ergänzenden Werkanalysen sowohl bekannter als auch weniger bekannter Texte, sondern ebenfalls die angefügte Bibliografie der gängigsten Forschungsliteratur, die auch einen ersten Einstieg in die wissenschaftliche Auseinandersetzung erleichtert.

Wenn Henn aufführt, wie in den Texten Ebner-Eschenbachs „schärfste Sozialkritik“ (67) formuliert wird, wie die Autorin „mit Leitmotiven und Symbolen“ (72) arbeitet und dass sie noch 1903 in einem Einakter „das für sie ungewöhnliche und heikle Thema der sexuellen Gewalt“ thematisiert (90), zeigt sie, dass diese Autorin eben kein vorübergehender Meteor war.

Ursula Degener

Geschlechterkampf im Privaten? Feministische Selbstreflexionen in der schwedischen Kernfamilie des 21. Jahrhunderts

Maria Sveland (2009) Bitterfotze. Übersetzt aus dem Schwedischen von Regine Elsässer. Köln: Kiepenheuer & Witsch (272 S., 8,95 Euro).

„Wie sollen wir jemals eine gleichgestellte Gesellschaft zustande bringen, wenn wir nicht einmal mit denen, die wir lieben, auf gleicher Basis zusammen leben?“ In der schwedischen Originalausgabe von Maria Svelands Roman, zuerst veröffentlicht im Jahr 2007, zielt dieses Zitat den Einband. Das Buch der Fernseh- und Radiopublizistin berichtet über die Unzufriedenheit einer jungen, feministisch geprägten Mutter mit ihrem Leben zwischen den unvereinbar scheinenden Bedürfnissen nach partnerschaftlicher Liebe, glücklicher und verantwortungsvoller Mutterschaft, beruflicher Anerkennung und erfüllter Freizeit. Für eine Woche reist sie allein nach Teneriffa, um endlich einmal auszuschlafen und für sich herauszufinden, wie neue Ungleichheiten in ihre Beziehung kamen und wie sie die beginnende und erschreckende Verbitterung darüber bekämpfen kann. Autorin Maria Sveland begründet die Wahl des Titels *Bitterfotze* mit einer Art Flucht nach vorn: Um nicht nach dem Erscheinen des Buches „verbittert“ und „Fotze“ genannt zu werden, habe sie sich gleich selbst so bezeichnet. Eine „Bitterfotze“ sei nicht Opfer, sondern eine Frau, die ihrem Ärger Luft mache.

Die junge Protagonistin Sara, erfolgreiche Journalistin, ist verheiratet mit einem Mann, der ihre feministische Haltung unterstützt, und sie hat einen 2-jährigen Sohn, den sie über alles liebt. Aber sie ringt mit den Erwartungen an ihre Mutterrolle, die mit Schuld- und Pflichtgefühlen belastet ist, und beobachtet, dass ihr Mann, der von ähnlichen Skrupeln frei ist, seinem Beruf vor den Familienpflichten Priorität einräumt – und auch von ihr Rücksicht darauf verlangt. Die autobiografische Erzählung über Saras Leben als junge Mutter, als Berufstätige und als Partnerin sowie die Rückblenden auf Kindheit und Jugend werden immer wieder vor dem Hintergrund gesellschaftspolitischer Beobachtungen und Fakten reflektiert und feministisch-theoretisch analysiert. Es handelt sich bei dem Buch um eine Stil-Collage aus fiktivem Roman im Stil der „Neuen Subjektivität“ der 1970er Jahre (vgl. den Essay von Michael Rutschky, „Erfahrungshunger“, 1980), Autobiografie, Sachbuch und Reportage. Interessant sind auch die das Buch durchziehenden Zitate der feministischen Autorinnen Erica Jong und Suzanne Brøgger, deren Leidenschaft im Kampf um Selbstbestimmung die Protagonistin bewundert, auch wenn Jongs Plädoyer für sexuelle Befreiung Sara zunächst nicht weiterzuhelfen scheint und ihre Reaktion auf Brøggers späte Hinwendung zu Ehe und Kleinfamilie zwiespältig ist.

Schweden – gelobtes Land des Feminismus?

Sara, Bürgerin des Landes, das sich in Sachen Gleichstellung für eines der fortschrittlichsten der Welt hält, macht sich Gedanken über das Patriarchat im eigenen Denken sowie im Denken der Menschen in ihrer unmittelbaren Umgebung. In der Tat belegt Schweden in Sachen Beschäftigungsquoten, gleicher Bezahlung und politischer Teilhabe von Frauen weltweit nach wie vor die vorderen Ränge. Gender-Pädagogik schon im Vorschulalter, Gender Mainstreaming-Ansätze und Anreize für Vaterschaftsurlaub haben international Nachahmung und Bewunderung gefunden.

Warum wird ein Buch wie Svelands dort zum Bestseller, warum blieb es in Deutschland eher ein Fall für die Feuilletons? Wie hierzulande provozieren auch dort konservativ-feministische Erziehungsexpertinnen die Bevölkerung, wenn sie Kindertagesstätten als patriarchalen Auswuchs und „Kindesmisshandlung“ bezeichnen (Anna Wahlgren, *Aftonbladet* 17. November 2005). Aber mit explizit feministischen Positionen wird in Schweden eine breitere Öffentlichkeit erreicht: Dem Beispiel des Premierministers Göran Persson, der sich mehrfach öffentlich als „Feminist“ bezeichnete, folgten Politiker vieler anderer, auch liberaler Parteien – auch wenn dies politisch kaum Folgen hatte. Die Partei *Feministische Initiative* verfehlte bei den Wahlen 2006 nur knapp einen eigenen Sitz im Reichstag. Auch wenn die Entgeltungleichheit in Schweden im Vergleich zu anderen Ländern der Welt sehr niedrig ist, gibt es darüber regelmäßig lebhaftere Diskussionen. Die Vertreter der derzeitigen bürgerlichen Regierung mögen sich zwar heute nicht mehr als feministisch bezeichnen – das Thema habe in Zeiten ökonomischer Krisen ohnehin nicht Hochkonjunktur, berichtet Terri Herrera in der Zeitung *Expressen* (18. April 2009) – die Ungleichverteilung unbezahlter Arbeit zwischen Männern und Frauen in privaten Haushalten beispielsweise wird jedoch weiterhin immer wieder durch Zeitbudgeterhebungen öffentlich thematisiert, ebenso wie die auffällig starke Segregation des Arbeitsmarktes.

„Was ist verdammte Struktur, was ist private Angst?“ (48)

So wurde auch *Bitterfotze* zum Bestseller mit der Klage darüber, wie Gleichheitsansprüche im Privaten und die Praxis der Arbeitsteilung in Beziehungen auseinanderklaffen – eine Diskrepanz, die möglicherweise im schwedischen Wohlfahrtsstaat allzu oft durch die Erfolge von Gleichstellungspolitiken in Institutionen und Öffentlichkeit verdeckt wird. Wie im Fall von Sara sind es meist die Mütter, die den Großteil der Erziehungszeit nehmen und ihre Arbeitszeit reduzieren. Mütter mit Kindern unter 6 Jahren haben im Jahr 2000/2001 ca. zwei Drittel der unbezahlten Hausarbeit geleistet (vgl. www.scb.se). Nach außen, so Sveland, stellen Frauen den Verzicht auf beruflichen Erfolg als „freiwillige Entscheidung“ dar, auch wenn Verhandlungen darüber häufig nicht oder kaum stattfinden. Konflikte dieser Art würden hinter den „lächelnden Symbiosen“ der Beziehungen von jungen Eltern kaschiert, als „Liebeslügen“, erzählt die Protagonistin.

Sara beschreibt die paradoxe Situation, in der sich ihr Wissen über strukturelle Ungleichheitsverhältnisse der Geschlechter im Geflecht ihrer Liebesbeziehung, ihrer Mutterrolle und ihrer Berufs- und Freizeitinteressen verheddert hat. Die LeserInnen begleiten sie dabei, ihre Gedanken, Enttäuschungen und Erwartungen zu entwirren und zu ordnen – mit Erfolg: Sie sieht schließlich „eine Reihe von Möglichkeiten, neu anzufangen“ (263). Sie kommt zurück mit einer Entscheidung für ihre Beziehung, aber auch mit klareren Vorstellungen, was sie für sich erkämpfen will – zunächst im Privaten: „Ich werde nie wieder um Entschuldigung bitten, weil ich meine Seele besitzen will und mein Leben“ (ebd.). Dabei erscheint sie jedoch weder politisch noch persönlich anspruchslos: Aus dem schwedischen Kontext heraus wird verständlich, dass nach Jahrzehnten politischer Verhandlungen über Geschlechterverhältnisse in der Öffentlichkeit gerade im Privaten wieder mehr Engagement verlangt wird – im Rahmen eines öffentlichen Diskurses, versteht sich. Es ist kein revolutionäres Buch, und der Kampf, den Sara vor Augen hat, ist nicht mehr der große, leidenschaftliche und politische Kampf der Frauenbewegung der 70er Jahre – aber ein Kampf ist es allemal, den sie hier ausficht – mit sich selbst und ihrer Familie. Zur revolutionären Haltung, die manche KritikerInnen am Buch vermissen, gehörte vielleicht auch eine gewisse Blauäugigkeit im Hinblick auf die rationale Veränderbarkeit von emotionalen Bedürfnissen und Erwartungen in Beziehungen, die Feministinnen des 21. Jahrhunderts mit poststrukturalistischem und dekonstruktivistischem Hintergrund nicht mehr zu Gebote steht. Das Ende ist demnach bescheiden und realistisch: ein „klassisches heteronormatives 21. Jahrhundert-Ende“ (263), das sich der strukturellen Grenzen individuellen Handelns bewusst ist.